



Krakau, Kathedrale auf dem Wawel (Originalzeichnung)

Dr. Günther Grundmann

Schlesische Monatshefte ✦ Lenzing 1935

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

12. Jahrgang

Nummer 3

Inhalt des Märzheftes:

Dr. Hans Raser: Das Auslandschlesiertum

Manfred Ruder: Der Anteil der Schlesier am deutsch-brasilianischen
Schrifttum

Hermann Gaupp: Reiselied / Gedicht

Gerhard Sappok: Polen von innen gesehen

Fritz Wiedermann: Die Kunst in Böhmen und Schlesien

Dr. Ernst Boehlich: Die Sehnsucht nach dem Süden

Günter Will: Schlesisches Kunstschaffen

Dr. Arnold Wienicke: Ein Kübezahlerzähler

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

12. Jahrgang

März 1935

Nummer 3

Das Auslandschlesiertum

Von Dr. Hans Kaser

Für den Reichsdeutschen ist der Begriff „Auslandsdeutschtum“ längst etwas Bekanntes. Er hat seinen abstrakten Charakter verloren, bedeutet etwas Erfassbares, Tatsächliches, ist nicht nur ein Problemwust. Auslandsdeutschtum ist, kurz gesagt, das außerhalb der drei Staaten Deutsches Reich, Schweiz und Osterreich siedelnde deutsche Volkstum. Ganz entsprechend verstehe ich unter „Auslandschlesiertum“ das schlesische Stammestum jenseits der heutigen Reichsgrenze.

„Schlesier“ sind nun nicht nur die Bewohner Schlesiens, „Auslandschlesier“ nicht nur die des tschechoslowakischen und polnischen Gebietsanteils Schlesiens. Wer schlesische Mundart spricht, schlesisches Brauchtum pflegt oder auch nur schlesischer Abtammung ist, gilt uns als Schlesier. So, wie wir den Deutschchilenen als deutschen Volksgenossen ansehen, weil er auch im fernen Südamerika deutsche Sprache und Sitte pflegt, so ist uns der Südpfener Deutsche und der Sudetendeutsche schlesischer Stammesgenosse, spricht doch der Pfener des Bartschgebietes das nordschlesische „Niederländisch“, spricht doch der Sudetendeutsche die gleiche Mundart, das „Gebirgsschlesisch“, wie der reichsdeutsche Gebirgsschlesier. Das Dritte Reich fordert nicht nur ein alldeutsches („volksdeutsches“) Denken, sondern auch ein neues, gesundes Gefühl für die stammesmäßigen Zusammenhänge innerhalb des deutschen Volkskörpers.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, den schlesischen Stammesboden festzustellen und sozusagen eine kurze Bestandsaufnahme des Schlesiertums deutscher Zunge zu unternehmen. Ich hatte dies bereits vor einiger Zeit in einem wissenschaftlichen Aufsatz getan. Meine weitere Beschäftigung mit diesem Thema förderte einen so reichen Stoff und ein in die Tausende gehendes Schrifttum zutage, daß ich an dieser Stelle darauf verzichten muß, Schrifttum anzugeben.

Schon die Entstehung des ersten schlesischen Deutschtums ist keine Sonderangelegenheit des heutigen Niederschlesien. Schon hier — es handelt sich um das 12. Jahrhundert —, gibt es ein Auslandschlesiertum. Das erste Schlesierdeutschtum wie überhaupt das erste Ostdeutschtum war ein Deutschtum,

das sich nur in den kulturell fortgeschrittensten Siedlungen niederließ, nämlich in Städten, Burgen, Burg- und Klostermarkorten. Hier fanden die Deutschen Handels- und Verkehrsmöglichkeiten vor, Grundlagen für ihr Kaufmannstum. Längs der Handelswege breitet sich dieses erste deutsch-schlesische Kaufmannstum durch ganz Schlesien aus, schiebt sich bis Ostgalizien vor und errichtet schon Ende des 12. Jahrhunderts eine deutsche Kolonie im fernen Riem, der Mittlerin Innerrußlands und der Schwarzmeerlande. In der Folgezeit bleibt dieses deutsche Kaufmannstum in reger Verbindung mit Breslau. Als im 14. Jahrhundert Deutschenverfolgungen einsetzten, strömten viele wohlhabende Bürger der Städte „Rotreußlands“ (Ostgaliziens) nach Breslau und Schlesien zurück, woher sie oder ihre Vorfahren gekommen waren.

Im Anschluß an das Deutschtum der Kernorte entstanden besonders in Niederschlesien noch vor dem Tatarensturm (1241, im Osten bis 1243) zahlreiche deutsche Bauerndörfer, so daß wir bereits um 1210 von rein deutschen Gauen in Schlesien, dem schlesisch bewohnten Nordmähren und in der Oberzips und der Scharosch (Slowakei) sprechen können.

Wie es sich wenigstens für einzelne dieser frühdeutschen Gaue nachweisen läßt, hatte sich vor dem Tatarenkrieg dort noch kein einheitliches schlesisches Stammestum gebildet. Die Sprache war noch unausgeglichen — dies beweisen etwa der sogenannte Leibitzer Hattertbrief vom Jahre 1294 aus Leibitz in der Nordzips und verschiedene Zeugnisse aus Niederschlesien —, die Ortsnamengebungen wiesen Anlehnungen an die verschiedensten Gaue Altdeutschlands auf, und eine kulturelle Einheit zeigte sich nur in der Baukunst. Eines aber hatten die frühdeutschen Siedlungen Schlesiens gemeinsam: die stammliche Zusammensetzung der Siedlerscharen, die innerhalb der schlesischen Hauptlandschaften (Gebirge, „Akerenebene“, Nordschlesien, Lausitz) die gleiche war. Das heißt, die Mischung aus Meißner Deutschen, Thüringern usw. war annähernd dieselbe. Innerhalb der auslandschlesischen Siedelgebiete der Vortatarenzeit ist bemerkenswert, daß das Troppauer Schlesien und Nordmähren starke fränkische Einschläge aufweist, die sich bis heute in Mundart und Namengebung (Frankstadt usw.) erhalten haben. Im Hozenplotzer Land und den Nachbargenden gab es anfangs Dörfer niederdeutschen Stammestums, in der Scharosch (Slowakei) eine niederdeutsche Oberschicht und im Oberzipser „Oberland“ (Gegend von Groß Pomnitz) deutsche Bauern aus Südtirol, die um 1209 dort angesiedelt wurden. Diese Beispiele, die nur oberflächlich die in Wirklichkeit viel verwickelteren Verhältnisse der Frühzeit kennzeichnen, mögen genügen, um zu zeigen, wie sich zur mitteldeutschen Siedlermasse in den meisten Fällen größere Gruppen anderen Stammestums gesellten.

Ein anderes Problem mag hier kurz gestreift werden, das gerade im auslandschlesischen Gebiet besondere Bedeutung gewonnen hat: das sogenannte „Restgermanenproblem“. Gerade in der neuesten Zeit wurden viele neue Beweistümer zusammengetragen, die dartun, daß Germanen auch die Zeit der slawischen Besiedlung überdauerten. Einzelne germanische Sprachinseln

in Schlesien, Böhmen und der Slowakei (Oberungarn) erhielten sich bis zur deutschen Rückwanderung um 1200 und gingen im schlesischen und mittelbayerischen deutschen Stammestum auf. Haben sich doch selbst die alten germanischen Völkernamen erhalten! Silingen: Schlesien, Berg Slenz (= Zobtenberg). Markomannen (Germanen Böhmens): Flur Markomanské Role bei Prachatitz (allerdings im bayerischen Sprachgebiet). Longobarden: die heutigen Deutschen der Kremnitzer Gegend und des Gründener Bodens und die Entdeutschen von Schemnitz heißen slowakisch „loctobrāti“, „lonctobrāti“, d. h. Longobarden.

Wie ging nun die Ausbreitung des schlesischen Stammes weiter vor sich? Der Entstehung der deutsch-schlesischen Kerngebiete in Preußisch-Schlesien und Nordböhmen (1100 bis 1350) folgte ein Überquellen ins Nachbarland, in die Grenzländer (1220 bis 1400), nämlich nach Nordmähren, Südpolen, Ostschlesien. Fast zur selben Zeit (bis 1460) entstand der „innere schlesische Sprachinselsaum“, dessen Besiedlung die eines äußeren folgte. Teilweise knüpften hier die Siedlungen an frühere mittel- und oberdeutsche Siedlungen an. Schönhengstgau, Igelgau, einst durch deutschsprachiges Land mit dem schlesischen Mutterdeutschtum räumlich verbunden, heute Sprachinseln, entstanden damals, ebenso die später fast restlos entdeutschen Gebiete Südwestkongreßpolens (Segenden von Apta, Koprivnica, Sandomir usw.) und Westgaliziens¹). Die mittelalterlichen deutschen Sprachdenkmäler aus diesen Gauen tragen ostmitteldeutschen Charakter, d. h., sie sind schlesisch. Das gilt beispielsweise von dem Schöffnenbuch des heute längst entdeutschen Dorfes Kremnützstein in Westgalizien, das übrigens das erste überhaupt veröffentlichte Schöffnenbuch des deutschen Sprachgebietes ist! Ist auch die Sprache eine andere geworden, die bäuerliche Volkskultur blieb die gleiche. Die Tracht im Lande der „Niemei gluchi“, der „Taubdeutschen“ (Entdeutschen Westgaliziens) ist die gleiche, wie sie früher in Schlesien allgemein verbreitet war und noch heute in den Sprachinseln der Nordslowakei und im Rösener Land (Nordsiebenbürgen) herrscht. Sämtliche genannten Gauen sind ostmitteldeutscher Zunge. Auffallender sind diese Kulturreste schlesischer Prägung noch in der Siedlungstypologie. Es gibt nicht nur volksmäßig begrenzte Siedlungstypen, sondern auch das einzelne deutsche Stammestum zeigt hier im Osten seine besonderen Merkmale, seinen Gaucharakter. Auf Grund meiner erst teilweise veröffentlichten²) Erhebungen komme ich zu der Feststellung, daß der heutige deutsche Kulturboden in fremdsprachigen Gebieten ungefähr dem mittelalterlichen deutschen (nunmehr entdeutschen) Volksboden entspricht. Damit trete ich der zum Teil auch von Schier geäußerten Ansicht entgegen, als sei die ostdeutsche Bauernkultur als „Kulturwelle“ ostwärts gedrungen und habe sich dort mit dem (von Schier konstruierten) slawischen und dem nordischen Kulturkreis vermengt. Die Tatsachen liegen aber so, daß überall, wo wir

¹) Nur die Bielitzer Sprachinsel erhielt sich. Die übrigen deutsch-galizischen Gemeinden, die sich deutsch erhielten, sind Nachsiedlungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Nur wenige unter ihnen sind schlesischen Stammestums.

²) Der slowakeideutsche Volks- und Kulturboden. Breslau: Priebatsch. 1934. (Schriften des Osteuropainstituts Breslau, Neue Folge, Band 2.)

Zeichen schlesischer volkstümlicher Kultur im Ausland finden, auch Schlesier siedelten. Nur ihre Sprache oder Mundart mochte eine andere geworden sein.

Langsam weitet sich der schlesische Lebensraum. Innensiedlung und gründlichere Wirtschaftsmethoden ermöglichen es, daß um 1500 größere Massen deutscher Schlesier auswandern. Im Ermland, in Posen, im südlichen Westpreußen, im Zipser „Sachsen“-Gau, überall zeigen die Bürger- und Bauernlisten nur ein ganz allmähliches Nachsickern schlesischen Volkstums. Auch die Reformation führt nur zu einer ungeahnt starken Wechselbeziehung zwischen den innerdeutschen und außerdeutschen Kulturträgern, innerhalb der Oberschicht also. Man spürt es, wie reich, wie wohlhabend die Masse des gesamten deutschen Volkes zu jener Zeit ist. Die Testamente der Breslauer Kaufherren, der Schemnitzer und Neusohler „Waldbürger“ (Patrizier und Bergwerksbesitzer), der Vornehmen Krakaus, sie sagen dies: „Uns Schlesiern drinnen und draußen geht es so gut, daß es gar nicht besser gehen kann.“

Wohl entstehen zu jener Zeit deutsche Bürger- und Bauernsiedlungen im fernen Wolhynien oder in Ostpolen am Bug. Wohl ziehen ganze deutsche Dorfbevölkerungen, die schon 1204 nach der Nordostzips und dem galizischen Dunajecquellgebiet aus deutschsprachigen Gauen Schlesiens gekommen waren, nach dem Buchenland und dem oberen Theißland. Konnte in dieser kosmopolitischen Zeit ein solcher Zug glücken? Die Bauern standen allein, sie wurden entdeutscht.

Luthertum bedeutete zu jener Zeit im Osten Deutschtum. Als das Luthertum angegriffen wird, fühlt sich das Deutschtum angegriffen. Und umgekehrt leiht das reichsdeutsche Luthertum seine Kräfte, als das Deutschtum in Gefahr ist. In den Städten der Scharosch wirkten selbst ein Melancthon, selbst ein Badianus persönlich. Als später Madjarentum, Slowakentum und Polentum sich kirchlich verbünden und nach Niederringung ihres eigenen Protestantismus sich dem deutschsprachigen Protestantismus feindselig zuwenden, bricht die schwerste Zeit unseres östlichen Auslandschlesiertums herein. Innerhalb des Katholizismus selbst werden hier im Osten die alten deutschgesinnten Orden — Franziskaner, Templer, Zisterzienser, Deutschritter usw. — aufgelöst oder zurückgedrängt. Im Jesuitenorden und bei den Diaristen strömt alles Deutschfeindliche zusammen. Man arbeitete mit allen möglichen Mitteln, im Guten wie im Bösen. Aufstände und Gegenstände brachen aus. Örtliche Streitigkeiten unter den Grundherrschaften, Kleinfürsten, Bürgerchaften traten hinzu. Es sah oft aus, als zögen alle gegen alle. Die Ideen, die evangelische wie die katholische, litten beide; nur die Gewalt war obenan. Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges warf sein Widerspiel auf den auslandsdeutschen Osten. Als endlich der Friede des Grabes, des Nichtmehrkönnens, herrschte, war auch das Deutschtum matt, müde, erschöpft. Etwa 1500 auslandschlesische Siedlungen haben, wenn die Zahl nicht zu niedrig gegriffen ist, nach meinen Berechnungen allein in der Zeit der Gegenreformation, der Hussitenkriege und der damit verbundenen sonstigen Wirren ihr Deutschtum verloren.

Nur in einem Gebiet drang das Schlesiertum zu jener Zeit siegreich vor: in Südpolen. Im Mittelalter war die schlesische Sprachgrenze in diesem Gebiet etwa so verlaufen: nördlich Frankfurt an der Oder — südlich Posen — Plock. Südlich dieser Linie war das Gebiet rein schlesischsprachig. Zahlreiche Städte nördlich dieser Linie, z. B. Posen, Thorn, Konitz, wiesen etwa 30 Prozent schlesische Zuwanderer auf, Danzig 7 bis 10 Prozent. — In und nach dem Dreißigjährigen Kriege entstanden in Südpolen zahlreiche schlesische Emigrantenstädte, Gründungen geflohener Evangelischer. Auch die „Holländereien“, dörfliche Siedlungen Posens zu jener Zeit, wurden zu einem großen Teil von Schlesiern (im Norden von Pommern, Westfalen und anderen Niederdeutschen) gegründet.

Europa war verteilt. Es vermochte nur noch die Wüstungen seiner verheerenden Kriege als Siedelland zu vergeben. Hauptsächlich seit etwa 1720 entstanden im Bereich der von den Türken verwüsteten Grenzmarken Südungarns die blühenden deutschen Gaue im Banat, in der Batschka und in der „Schwäbischen Türkei“. Mehrere Zehntausend dieser Deutschen sind Nachkommen jener nordschlesischen Grenzschutzkämpfer, die Anfang des 18. Jahrhunderts als Veteranen in der Slowakenke, in der Drauebene, in der Umgebung von Slatina^{*)} und im Požegauer Feld (sämtlich in Slawonien) angesiedelt wurden. Zu ihnen gesellten sich sudetendeutsche Gruppen schlesischen Stammestums, z. B. aus dem Braunauer Land, aus dem Schönhengstgau, aus Städten wie Mährisch-Altstadt. Damals und auch um 1860 wanderten zahlreiche Zipser, d. h. also gleichfalls Bauern und Bergleute vorwiegend schlesischen Stammestums, nach dem Banat, vereinzelt nach Karpathenrußland und in größeren Gruppen nach dem Buchenland. Während diese Zipser im Buchenland in eigenen Dörfern stammesrein siedeln^{*)}, haben sie sich im Banat scheinbar mit den dortigen Badenfern, Elßfern und Schwaben vermengt. Im 19. Jahrhundert zogen Schlesier und schlesischstämmige Deutschböhmen nach Bosnien, wo wenigstens einige der dortigen blühenden deutschen Dörfer ganz oder teilweise von ihnen bewohnt sind.

Ein letztesmal wurden Schlesier nach Osten — nach Polen — gerufen, als das russische Kaiserreich im 19. Jahrhundert seine Textilindustrie aufbaute. Bis zu dieser Zeit hatte in den kleinen Städten Nordschlesiens und Südposens ein blühendes Tuchmacherhandwerk bestanden, das augenblicklich unter einer starken Krise litt. Der Auswanderung nach Polen, wo man Weber und Tuchmacher brauchte, war also Tor und Tür geöffnet. Noch heute bestehen vereinzelt Beziehungen zwischen den Nachkommen dieser Tuchmacher in Schlesien, Posen und Kongreßpolen.

Zahlreiche der schlesischen Tuchmacher Kongreßpolens wanderten nach Wolhynien weiter, wo sie bald einen beträchtlichen Hundertsatz des Deutschtums ausmachten.

Die wolhynischen Schlesier aber weisen uns weiter. Ein unerhört grausames Schicksal ließ sie alle Schrecken des Weltkrieges, der völkischen Aufstände,

^{*)} Außer erzgebirgischen Deutschböhmen und Pfälzern.

des Bolschewismus und des Polenkrieges auskosten. Verbannung von Haus und Hof, Enteignung, Sammellager in Sibirien — Marksteine dieses grauenvollen Leidensweges, der über Charbin und Chinas Häfen nach Brasilien, Kanada, nach den Vereinigten Staaten und zum Teil auch nach dem Gran Chaco führt, wo sie jüngst den bolivianischen Krieg erlebten. Von 200 000 Deutschwolyniern sind trotz des hohen Geburtenüberschusses nur 50 000 übriggeblieben. Die anderen rafften Verbannung, Hungersnot, Krieg und Flucht hin. Ich sprach Deutschwolynier, deren Schicksal dem der „Flüchtlinge“ gleicht, die uns der Film zeigt. Das Schicksal, wie es im Film gezeigt wird, ist typisch.

Sekshafter waren die Deutschschlesier und schlesischstämmigen Deutschböhmern, die neben Sachsen, Ostpreußen und Hessen in großer Zahl am PlanquihuiSee in Chile siedelten.

Die Anschriftenbücher der südamerikanischen Staaten weisen zwar zahlreiche schlesische Familiennamen auf, doch konnte ich im einzelnen bisher nicht feststellen, wie weit es sich hier um Schlesiersiedlungen handelt. Namen können oft täuschen. Zum Beispiel ist Neubreslau (Sta. Catharina, Brasilien) nur zum kleinsten Teile von Schlesiern bewohnt.

Unzweifelhaft wandte sich die stärkste schlesische Auswanderung aller Zeiten nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und doch sind uns in nur wenigen Fällen die Wohnsitze nordamerikanischer Schlesier bekannt. Wir stehen vor der Aufgabe, sie wieder zu entdecken. Der Fall ist durchaus nicht hoffnungslos. In der Bücherei des Deutschen Auslandsinstituts Stuttgart und in der Vereinskartei des Instituts ist ein derartiger Stoff über das nordamerikanische Deutschtum vorhanden, daß es mit der Zeit möglich sein wird, die schlesischen Siedlungen herauszufinden. In New York und einigen anderen Großstädten gibt es Schlesiervereine, an verschiedenen Orten Ortsgruppen des Bundes der deutschen Zipser in Amerika. In den Vereinigten Staaten befinden sich schätzungsweise mehr deutsche Zipser als in der Zipser Altheimat! Unter den Sekten weisen die fast rein schlesischen Schwendkfelder (hauptsächlich aus der Goldberg-Region), die Herrnhuter und scheinbar auch die Mormonen viele Deutschschlesier auf. Diese religiösen Gruppen besitzen eigene geschlossene Siedlungen. — Es würde zu weit führen, hier noch weitere kleinere schlesische Gruppen in den Vereinigten Staaten zu nennen. Sie sind zu unbedeutend.

Das stärkste Überseeschlesiertum hat sich in Australien erhalten. 60 000 bis 80 000 Schlesier neben 60 000 anderen Deutschen leben dort im Südosten und Osten des australischen Kontinents größtenteils in geschlossenen Sprachinseln. Es handelt sich um Lutheraner aus der Slogauer, Grünberg-Züllichauer Gegend, verstärkt durch schwache Gruppen Haynauer und Liegnitzer Kommunisten (1848!), schlesischer Katholiken und Lausitzer Deutschen und Wenden.

Es gibt kein Land der Erde, das nicht schlesisch-deutsche Siedler sah! Das gilt auch für die hier nicht angeführten Länder, in denen das Schlesiertum noch unerforscht ist oder zahlenmäßig unbedeutend ist oder war. Ein Beispiel

möge dies erläutern. Ein Drittel der Herrnhuter auf den Missionsstationen, die auf den Nikobaren seit dem 16. Jahrhundert bestehen, waren deutsche Schlesier. Auch auf Grönland finden wir deutsche Schlesier.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß es nötig ist, eine schlesische Geschichte auf volksdeutscher Grundlage zu schreiben, die nicht mehr vor den Grenzen haltmacht, wie wir es von den älteren geschichtlichen und geographischen Handbüchern eines Grünhagen oder Partsch gewöhnt sind. Eine praktische Aufgabe aber erwächst den Schlesiervereinen im Reich: sich vom Vereinsmäßigen umzustellen auf die kulturpolitische Aufgabe der Auslandschlesier in aller Welt. Wird dieser Weckruf Widerhall finden?

Der Anteil der Schlesier am deutsch-brasilianischen Schrifttum

Von **Manfred Kuder**

Dieser Aufsatz soll Beispiele für das Mitwirken von Schlesiern am deutschen Geistesleben in Brasilien und damit auch zugleich an deutscher Mitarbeit in Brasilien zeigen. Hier soll die schriftstellerische Mitarbeit behandelt werden, während die mehr praktische Arbeit als Seelsorger, Lehrer, Vereinsleiter, Organisator, unberücksichtigt bleibt. Zugleich ist diese Abhandlung ein Baustein in der Erforschung der schlesischen Wanderwege nach Übersee. Denn die schlesische Auswanderung nach Brasilien ist für uns heute sehr schwer zu erfassen. In den älteren Statistiken werden meist nur die alten preußischen Provinzen zusammen genannt, Schlesien also nicht besonders angegeben. Andererseits entzogen sich die Auswanderer den Statistiken vollkommen, da jede Anwerbung für Auswanderung nach Brasilien durch das von der Heydtsche Reskript 1859 von Preußen verboten war. Sie wanderten daher über die westlichen Häfen in Holland und Belgien schwarz aus. Diese Auswanderer können also oft nur auf brasilianischem Boden erfaßt werden, und hier sind die Spuren spärlich. So bilden denn auch Hinweise auf einzelne Personen wichtiges Material.

Schlesier haben auf allen Gebieten des deutschen Schrifttums in Brasilien mitgewirkt. In der gerade für die auslanddeutsche Volkstumsarbeit so wichtigen deutschen Presse arbeitete Joseph Roenig aus Beuthen OS. (geb. 30. 4. 1872). Mit 30 Jahren wurde er Redakteur am „Deutschen Volksblatt“ in Porto Alegre, der größten katholischen deutschen Zeitung Südamerikas, und 1911 wurde er deren Chefredakteur. Was ihn besonders auszeichnet, ist seine sehr gründliche Kenntnis der Verhältnisse in Rio Grande do Sul, namentlich des katholischen Deutschtums und der verschiedenen Strömungen innerhalb desselben. Ehrliches Wollen ist ihm in hohem Maße eigen. Und so hat Roenig dem katholischen Teil des Riograndenser Deutschtums manches

zu geben vermocht, was seinen Namen auch ferner Zukunft erhalten wird. Ein anderer in Rio Grande do Sul und weiter in Argentinien bekannter Journalist war Erich Maria von Foerster. Nach den Angaben von Dr. Martin Fischer: Die Presse in Rio Grande do Sul, ihr Werden und Wesen, eine Kulturgeschichte des Riograndenser Deutschtums (Manuskript in der Bibliothek des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart), wurde von Foerster am 12. 2. 1861 in Reiße als Sohn des später im Gefecht bei Nachod 1866 gefallenen Hauptmanns Hermann Maria von Foerster geboren. Er wanderte mit 26 Jahren nach Brasilien aus, betätigte sich dort im Handel und veröffentlichte gelegentlich bemerkenswerte Aufsätze, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Dies veranlaßte den Juristen und Herausgeber der Zeitung „Der Pionier“ in Porto Alegre, Ernst Reinhold Ludwig, Sohn des deutschen Dichters Otto Ludwig, von Foerster in die Schriftleitung zu berufen. Auch später, als er sich wieder dem Handel zugewandt hatte, blieb er weiter journalistisch tätig. Am bekanntesten wurde er nach seiner Übersiedlung nach Buenos Aires 1906 durch den von ihm verfaßten „Deutschen Führer durch Buenos Aires“ und durch die Herausgabe von „Foersterns illustriertem Familienkalender“. In den nur wenig dicht befiedelten Gebieten, in die deutsche Bücher kaum gelangen, bilden diese jährlich erscheinenden Kalender mit ihren praktischen Ratsschlägen, Nachweisen, Tabellen und vor allem auch ihrem bunten Unterhaltungsteil eine wichtige Stütze im Kampf um die Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens. Von Foerster ist so als Schlesier mit dem deutschen Schrifttum in Südamerika verbunden. Er starb 1928 und wurde auf dem deutschen Friedhof in Buenos Aires beigesetzt.

Der dritte Journalist aus Schlesien ist Wilhelm Schweitzer. Er wurde 1833 geboren, ging zuerst nach St. Catharina und übernahm später die Schriftleitung der „Deutschen Zeitung“ in Porto Alegre. Ein „weiser, abgeklärter Charakter, ein Mann von gediegener Bildung, scharfem, unbestechlichem Urteil und Lauterkeit der Gesinnung“, wie Dr. Fischer ihn charakterisiert, gelang es ihm unsehwer, sich allseitig Wertschätzung und Freundschaft bei den Riograndenser Deutschen zu erwerben. Besonders in Finanzfragen war Schweitzer gut beschlagen. Mit 60 Jahren ging er aber wegen Familienangelegenheiten nach Hamburg zurück und starb in Glücksburg 1901. Nicht seine Arbeiten in der Presse allein machen ihn hier erwähnenswert, sondern seine Gedichte. Er veröffentlichte sie 1891 in Porto Alegre als das erste feststellbare deutsche schöngeistige Buch, das in Brasilien gedruckt wurde. Schul- und Kirchenbücher waren vorausgegangen. Mit seiner Gedichtsammlung „Muscheln“ aber begann Schweitzer den Reigen der selbständig erscheinenden deutsch-brasilianischen Literatur. Sie ist heute beachtlich angewachsen und erheischt durchaus unsere Aufmerksamkeit, indem sie einen trefflichen Spiegel der kulturellen Entwicklung des brasilianischen Deutschtums zu selbstbewußter Bodenständigkeit darstellt. Ihre Geschichte zeigt das langsame Werden einer Literatur auf kolonialem Neuland und die wechselnden Verkörperungen neu entstehender Lebensgegebenheiten.

Ein früher Vertreter dieser Literatur ist der Schlesier Emil Schlabiß. Er wurde im Dezember 1842 in Polnisch-Wartenberg geboren. Sein Vater war Färber. Es waren fünf Geschwister, drei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn war Seemann, später Schiffskapitän und Faktoreiwalter. Emil lernte im Detailgeschäft, dann in Kawitsch, wo er zu seinem „Wasser=polnisch noch etwas Hochpolnisch lernte“, wie er in seiner Selbstbiographie berichtet. Schlabiß ist in diesem Rahmen der schlesische Vertreter des Wanderlustigen mit dem unwiderstehlichen Zug in die Ferne, genährt durch Serstäcker und andere Werke und durch den älteren Bruder. So ist er von seinem 20. bis 30. Jahr zwischen Deutschland und Nord- und Südamerika hin und her gependelt. Ursprünglich wollte er nach Südamerika, fand aber kein Schiff und ging nach New York. Dort arbeitete er zur Zeit des Bürgerkrieges, ein Jahr später war er lange auf einer Estanzia in Uruguay. Darauf ging er nach einer ersten Durchwanderung der Küste von Rio Grande do Sul, Südbrafilien, zurück nach New York und arbeitete im Westen der Vereinigten Staaten mit seinem Bruder zusammen. Dann fuhrn beide nach Deutschland zurück, freuten sich über das Wiedersehen mit der Heimat, heirateten und gingen wieder in die Fremde, diesmal beide nach Südbrafilien, nach Rio Grande do Sul. Emil Schlabiß wurde dort später Geschäftsmann und begann 1879 sich literarisch zu betätigen. Er ist der typische Kalender=Schreiber geworden. Hat er doch jahrelang für „Roseritz' Deutschen Volkskalender“ in Porto Alegre die Haupterzählung geschrieben. Diese Kalender sind, neben der Bedeutung für den einsamen Kolonisten, zugleich als die Sammelstelle für die ersten Regungen der deutsch=brasilianischen Literatur wichtig. Schlabiß zeichnete bald humorvoll, bald ernst, einfach und anspruchslos, Bilder aus dem Kolonistenleben: Er zeichnet böse Nachbarn, versoffene Originale, Lehrertypen, er schildert aber auch das Schicksal eines Kolonisten mit seiner schweren Arbeit, den Gefahren und dem endlichen Gelingen. Er weist hin auf die Tragik der Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, wenn die Kinder nicht mehr die Sprache der Eltern lernen, und erzählt die himmlische Vergeltung für einen Sattenmord in der Kolonie.

Karl Kleine (geb. 1849) verließ mit acht Jahren Schlesien und kam nach St. Catharina, das ihm zur zweiten Heimat wurde. In den ersten Jahren war er bei den Messarbeiten der Ingenieure im Urwald und an der argentinischen Grenze beschäftigt, später wurde er Kolonielehrer. Aus diesem reichen Waldläuferleben hat er dann in den Kalendern viele Erinnerungen, Reise=beschreibungen und kleine Erzählungen veröffentlicht, die zum Teil wertvolle Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Munizips bilden. 1922 ist er in Blumenau gestorben.

Erinnerungserzählungen von Schlesiern sind in den Kalendern dann mehrfach erschienen, meist ohne Verfasserangabe. Da erzählt ein alter Kolonist, ein früherer Bergmann aus Waldenburg, von seiner Teilnahme an den Kriegen von 1866 und 1870/71 und seiner Auswanderung. „In schlichter Sprache ohne große Gelehrsamkeit“ erzählt ein anderer, J. J. Mächtigt, sein Leben. Er war 1812 in Krotoschin an der polnischen Grenze geboren, sein Vater

wurde später Oberförster in Breslau. Mächtig beschreibt sein Leben in Deutschland und dann seine Kriegszüge in Brasilien als „Brummer“. „Brummer“ wurden die Mitglieder der Deutschen Legion genannt, die die brasilianische Regierung im Krieg gegen den argentinischen Diktator Rosas aus der aufgelösten schleswig-holsteinischen Armee 1850 anwerben ließ. Nach Beendigung des Krieges hat sich Mächtig auf den Kolonien in vielerlei Berufen durchgeschlagen. Die „Brummer“ brachten in das stagnierende kulturelle Leben der deutschen Ansiedler einen frischen, allerdings oft revolutionären Zug hinein.

Schlesier haben also an jeder Phase deutscher Mitarbeit in Brasilien teilgenommen. Sie haben sich als Journalisten im Kampf für deutsches Volkstum betätigt, sie haben an der Schaffung der deutsch-brasilianischen Literatur teilgehabt, sie haben in den Städten gelebt und auf den Kolonien, als Waldläufer und Soldaten. Weiter werden Schlesier in vielen Erzählungen, die in Brasilien spielen, erwähnt und dargestellt. Auf der Ehrentafel der fürs Vaterland gefallenen Mitglieder der deutschen Kolonie S. Paulo, veröffentlicht in der „Festschrift zur Erinnerung an den Ostmarkenabend S. Paulo, 13. 4. 1916“, stehen die Namen von zwei Schlesiern. Und in das für die Deutschen Brasiliens von dem „Turnvater“ Friederichs in Porto Alegre zusammengestellte Liederbuch wurde auch das schlesische Heimatlied „Wer die Welt am Stab durchmessen“ (von Johannes Reinelt, 1890) aufgenommen.



Reiselied

Dem Vogelzug gleich ich,
 Der südwärts entschwebt,
 Doch nimmer erreich ich,
 Was dort für mich lebt.
 Die Heimat verlor ich,
 Wie Kindheit so fern,
 Die Fremde erkor ich
 Mir selber zum Stern.

Was je ich gefunden,
 Ich ließ es zurück.
 O selige Stunden!
 O flüchsiges Glück!
 Ein Zugvogel bin ich,
 Der Ferne gesellt,
 Und nimmer gewinn ich
 Den Frieden der Welt.

Hermann Gaupp

Polen von innen gesehen

Von Gerhard Sappol

Landschaft und Hinordnung zum Raum haben von jeher das Wesen eines Volkes entscheidend bestimmen helfen. Der raum- und landschaftsgebundene Volkscharakter wieder hat Richtung und Verlauf des historischen Entwicklungsweges der Völker und Staaten weitgehend beeinflusst. Die Wechselfälle der Geschichte haben dann dem Volke jene Gesichtszüge aufgedrückt, mit denen es uns, seine Betrachter, heute fragend, ermutigend, warnend anblickt.

Wer sich ein umfassendes Bild vom heutigen Polen zu machen bemüht und die Eigenart dieses Volkes einmal von innen zu sehen und zu begreifen versucht, wird immer wieder auf den großen natürlichen Dreiklang von Landschaft — Volkscharakter — Geschichte hinhorchen müssen. Auf diese Weise wird sich am ehesten die Gefahr einer zu äußerlichen Betrachtung bannen und jener Weg am besten sichern lassen, der zu einer gründlichen Erkenntnis des Wesens unseres Nachbarvolkes hinführen soll.

I.

Wie ein weitausgespannter, riesiger Fächer, den im Süden die Karpathen mit starker Hand festhalten, zieht sich das Land, bald ganz zur Ebene abfallend, nordwärts. Weder von Westen, Norden oder Osten kann es sich auf klare, natürliche Grenzen stützen, sondern geht in diesen Richtungen allmählich in die Landschaft der Nachbarländer über. Diese eigentümliche geographische Lage, die das Land frei und offen läßt für Einflüsse und Einstrahlungen aller Art, hat auch seine kulturelle Entwicklung immer wieder aufs stärkste beeinflusst: Polen wurde zum Kreuzungsfeld der verschieden gerichteten Kulturgefälle, die von West nach Ost, Nord nach Süd und zuweilen auch in umgekehrter Richtung wirksam waren. In dieser eigentümlichen Lage, mitten auf dem Grenzsaum zwischen West und Ost, verbirgt sich eines jener Geheimnisse, die Polen so reizvoll und abwechslungsreich, aber auch — was für die politische Betrachtung von Bedeutung ist — so wenig einheitlich erscheinen lassen.

Wie einst die Landschaft die geschichtliche Entwicklung, so hat auch umgekehrt das politische Schicksal die Gesichtszüge der Landschaft bestimmt. So zeigt heute noch ein Blick auf die Wegekarte die unterschiedliche Entwicklung Polens in der Zeit der Teilungen. Während sich im Westen und Süden ein verhältnismäßig dichtes Straßennetz über das Land zieht, trägt der Osten noch stark die Züge eines rein militärischen Aufmarschfeldes: endlos lange Straßen, wie mit dem Lineal durch das Gelände gezogen, zerschneiden lieblos die Landschaft. Im Westen und Süden dagegen stoßen wir auf ein gut entwickeltes und, im ganzen gesehen, auch gut erhaltenes Straßennetz. Das gilt von den gründlich gebauten Straßen, die noch aus der preußischen

Zeit stammen, in noch stärkerem Maße als von den Straßen, die im Süden die herrlichen Städte und Dörfer Galiziens verbinden. Die großen Verschiedenheiten im Zustand der einzelnen Teilgebiete versucht der wiedererstandene Staat mit erstaunlichem Eifer auszugleichen. Immer wieder versperren Schilder und Querbalken die Straßen, die nach ihrem Neubau auch die Spuren der alten Zeit verwischen sollen.

Im übrigen hat die Eigenart der Landschaft selten einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt auf die Entwicklung des Volkscharakters, wie gerade in Polen. Seine Bewohner sind bis heute das geblieben, was sie von jeher waren und was ihr Name treffend zum Ausdruck bringt: Polanen, d. h. also Feldbewohner, Menschen der Ebene. Hieraus erklärt sich die starke Neigung zur Schwermut in diesem Volke, die aus der Weite und Grenzlosigkeit der Ebene aufwächst, hieraus stammt das eigentümliche Klangbild der Sprache, „die zu seiner wahren Wiege die Ebene, den großen Wald, den Wind, den Sturm hat“ (J. Jaleski), die angefüllt ist mit Dissonanzen von weichen Lauten und harten Konsonanten, die sich in jedem Wort gegen die Sprechorgane des Fremden zu verschwören scheinen. Da in der Ebene jene Höhen und Berge fehlen, die die Phantasie der Menschen zu sich emporziehen und zur Entladung bringen könnten, scheint sich ihre Kraft statt zur Höhe in den Boden, in die Erde selbst zu versenken und einzubrennen. Nur so ist wohl jene grenzenlose Liebe zur heimatlichen Erde zu verstehen, die am deutlichsten dann in Erscheinung tritt, wenn der Pole in der Fremde zu leben gezwungen ist. Dann ergreift ihn das Heimweh wie eine verzehrende Leidenschaft, wie eine Krankheit, der die vielen in der Fremde lebenden Künstler dieses Volkes oft ergreifenden Ausdruck gegeben haben.

Die Liebe zum Land, zur Ebene wird ferner deutlich in einem anderen, echt polnischen Zug: in seiner Liebe zu jenem Tier, das von jeher der beste Gehilfe und die beste Waffe für die Völker der Ebene gewesen ist: — zum Pferd. Schon in der ältesten Sage der Polen tritt dieses Tier an entscheidender Stelle, bei einem Wettlauf um die Königskrone, hervor. In den vielen Volksliedern wird es immer wieder angesprochen als treuer Gefährte und Freund, dem man seinen Liebeschmerz anvertrauen kann. Der Pole hängt an diesem Tier, und es ist daher nur in sehr bescheidenem Maße gelungen, das Pferd durch das Auto zu verdrängen. Schon in diesem Punkte deutet sich jene Neigung des Volkes zum Festhalten am Althergebrachten an, die auch sonst in Polen immer wieder stark zu spüren ist und die in der sozialen Struktur und Entwicklung des polnischen Volkes ihre Begründung findet.

II.

„Proszę pana!“ — ich bitte den Herrn, „proszę panią!“ — ich bitte die Dame, — diese Formel und die Anrede in der dritten Person lassen schon bei der ersten Begegnung mit polnischen Menschen Eigenart und Struktur der polnischen Gesellschaft erkennen. Dazu kommt der Reichtum der Sprache an Höflichkeitsbezeugungen und der obligate Handkuß, auf den auch die Frauen des Mittelstandes und der oberen Arbeiterschicht Anspruch erheben.



Günther Pommersberg
25. Sept 34

Pföck
Blick auf die
Kathedrale.



Kruswica
romanische Kirche
(Rekonstruktion)

Ernst Fiedler
27. Sept. 34



Ernst Fiedler
14. Sept. 34

Robotyn
Ruthenische Kirche

In dieser Geste freilich spiegelt sich noch ein tieferer Zug wieder, der auf die eigentümliche Stellung der Frau in Polen zurückzuführen ist. Im Vergleich zum Westen genießt hier die Frau ein bedeutend höheres Ansehen¹⁾, das wieder in der hier noch viel natürlicher und stärker empfundenen Ehrfurcht vor der Frau als Mutter eingewurzelt ist.

Der stark ausgeprägte Sinn für Höflichkeit im polnischen Volke ist zurückzuführen auf die soziale Entwicklung, die Polen seit dem Mittelalter genommen hat. Im alten Polen war der Adel der einzige Repräsentant der Nation. Die Folge davon war eine Feudalisierung der allgemeinen Umgangs- und Lebensformen. Die Sitten der adligen Welt sind von den kleinen Leuten aufgenommen und mit einer Zähigkeit beibehalten worden wie in keinem anderen slawischen Volke. Im wiedererstandenen Staat ist rechtlich der Adelstitel abgeschafft worden. In den Abgeordnetenhäusern werden alle gräflichen und fürstlichen Parlamentarier einfach als „Herr Carnowski“, „Herr Radzivil“ angedeutet. In der Gesellschaft aber gibt der hohe Adel auch heute noch den Ton an; der Kleinadel ist zu verarmt, um eine Rolle spielen zu können.

In der neuesten Zeit beginnt sich neben dem Geburtsadel immer stärker jener neue Schwertadel abzuheben, der von den Trägern der Auszeichnung „*Virtuti militari*“ und des „Unabhängigkeitskreuzes“ gebildet wird; es handelt sich dabei vor allem um jene Offiziere, die sich einst bei der Offensive gegen die Rote Armee im Jahre 1920 und überhaupt im Kampfe um die Wiederaufrichtung Polens verdient gemacht haben.

Neben dem Adel, der im alten Polen die alles beherrschende Stellung stets bewahrt hat, konnte sich ein polnisches Bürgertum nur schwer bilden. Die Bewohner der Städte waren ursprünglich meist Deutsche und Juden, die schon während der Kolonisationszeit — jener Epoche des Siegeslaufes des deutschen Stadtrechts bis weit in den Osten hinein — nach Polen kamen, aber allmählich in der polnischen Bevölkerung aufgingen. Das häufige Vorkommen von deutschen Namen in polnischen Bürgerfamilien, wie zum Beispiel Beck, Sukier (Sugger), Wedel, Wagner, Trenker, sprechen eine deutliche Sprache. Neben Adel und Bürgertum ist von den kleinen Schichten, die sich von der Masse des Volkes, den Bauern, unterscheiden, noch die Arbeiterschaft zu nennen, die jedoch auch zur Zeit der besten Beschäftigung nicht mehr als eine Million Vertreter zählte. Der übrige und größte Teil der Bevölkerung, also über zwei Drittel, wird von den Bauern gebildet, so daß Polen immer noch als ausgesprochenes Bauernland bezeichnet werden kann. Diesem Stand des Volkes, dessen Armut nach dem Einbruch der Wirtschaftskrise noch drückender geworden ist, hat Polen in der Hauptsache seinen Geburtenüberschuß zu verdanken, mit dem es in der Zeit von 1921 bis 1931 alle

¹⁾ Die Erkenntnis dieses Gegensatzes mag wohl auch den Anlaß zu jener Bemerkung gegeben haben, die in einem Briefe Fr. Chopins zu finden ist, den er aus Keinerz während seines Kuraufenthaltes im Jahre 1826 an einen seiner Freunde schrieb; darin heißt es: „Anfangs war ich erstaunt, die Frauen in Schlesien im allgemeinen mehr arbeiten zu sehen als die Männer; da ich augenblicklich selbst nichts tue, wird es mir nicht schwer, mich mit dieser Einrichtung zu befreunden. (Brief vom 28. August 1826.)“

anderen europäischen Länder übertraf²⁾). Erst in letzter Zeit senkte sich die Kurve, ohne daß die Gründe hierfür schon jetzt klar erkennbar wären.

Zu diesen sozialen Grundschichten der Bevölkerung kommt als verbindende und gestaltende Kraft die Kirche, die nicht nur auf die Entwicklung der sozialen Struktur Polens starken Einfluß ausgeübt hat, sondern die auch für die Entwicklung des Nationalbewußtseins in Polen von größter Bedeutung gewesen ist.

III.

Wie in keinem Lande Osteuropas sind Nationalität und Religiosität in Polen aufs engste aneinandergerückt. Um die tiefe und festverwurzelte Verbindung des Nationalen mit dem Religiösen zu begreifen, muß man sich wenigstens kurz den Weg vergegenwärtigen, den Kirche und Staat in diesem Lande gegangen sind.

Gleich der Eintritt Polens in die politische Geschichte wurde eingeleitet durch ein sehr wichtiges kirchengeschichtliches Ereignis: im Jahre 967 ließ sich Mieszko³⁾, der Schöpfer des polnischen Reiches, taufen und trat damit in den Kreis der christlichen Fürsten ein. Mit dem Anschluß an Westrom und damit an die westliche Kultur war bereits damals die Entscheidung gegen das oströmische Christentum und die ostslawische Welt für immer ausgesprochen. Der Anschluß an die Kirche hatte für Mieszko jedoch auch bedeutende politische Folgen und Vorteile. Polens Herzog wurde Tributarius und später Lehensmann des deutschen Königs und entging durch die Bekehrung der völligen politischen Unterwerfung, wie sie sonst heidnischen Fürsten und Völkern gegenüber üblich war. Für die weitere Entwicklung des jungen polnischen Staates war der Übertritt zur Kirche mit seinen guten Folgen richtungweisend. Die Kirche wurde schon hier zur Förderin und Schützerin des Staates. Den ersten Höhepunkt in dieser Entwicklung im Verhältnis von Staat und Kirche bildete jener merkwürdige Traditionsakt, durch den Herzog Mieszko im Jahre 991 zusammen mit seiner Gattin sein Reich dem Heiligen Stuhle schenkte. Kurze Zeit darauf, im Jahre 1000, wurde in Gnesen das erste polnische Erzbistum errichtet, das zu der immer stärker werdenden politischen Selbständigkeit Polens die kirchliche Selbständigkeit hinzufügte.

Nach einer kurzen Zeit der heidnischen Reaktion, die die bisherigen Früchte der Bekehrungsarbeit von Grund auf zerstörte und unzweifelhaft als Folge der zu frühen Selbständigkeit der Kirche in Polen anzusehen ist, schloß sich Polen von neuem an die Kirche an, um sich seit dieser Zeit nicht wieder von ihr zu trennen. In den folgenden Jahrhunderten, so zum Beispiel in den

²⁾ Nach den amtlichen Feststellungen zählte die Bevölkerung Polens: 1921 = 27,2 Millionen, 1931 = 32,1 Millionen, zum 1. Januar 1933 = 32,6 Millionen, zum 1. Januar 1934 = über 33 Millionen. Der jährliche Zuwachs betrug also bisher etwa 450 000 Menschen.

³⁾ Dieser erste große Herrscher des polnischen Reiches ist wahrscheinlich normannischer Abkunft gewesen, wenn auch freilich die Frage seiner Herkunft noch nicht ganz geklärt und deshalb heute erneut in den Kreis neuer wissenschaftlicher Untersuchungen gezogen worden ist. Vgl. neustens dazu: A. Brackmann, „Die Anfänge des polnischen Staates“. Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Phil. Histor. Klasse XXIX, Berlin 1934 (ausgegeben am 21. Januar 1935).

Kämpfen auf den Konzilien, hat sich Polen immer wieder als stärkste Stütze des Papsttums erwiesen. Auch in der Zeit der Reformation hat sich Polen im großen und ganzen von der Kirche nicht getrennt, sondern hat sich während der Gegenreformation so eng und fest an die Kirche angegeschlossen, daß auch sein Nationalbewußtsein von dieser Haltung her neu gefestigt und für die folgenden Jahrhunderte aufs stärkste bestimmt worden ist.

Die enge Verbundenheit des Nationalen und des Religiösen im polnischen Volke ist also schon Jahrhunderte alt. Die ganze Neuzeit hindurch ist deshalb für Polen der Kampf um die nationale Selbstbehauptung mit dem um die Sicherung des Glaubens zu einer unlösbaren Einheit verschmolzen gewesen, an der sich auch in der Zeit nach der Wiederherstellung des Staates nichts geändert hat. Am deutlichsten offenbart sich dieser Wesenszug des polnischen Volkes heute noch bei dem Besuch des größten polnischen Nationalheiligtums, in dem, wie die Polen sagen, „der Gedanke, das Herz und die Seele Polens eingeschmiedet ist“ — bei der wundertätigen Mutter Gottes von Eschenstochau. Was dieses Nationalheiligtum, das mit seinen steil aufragenden Befestigungswällen und Mauern eher einer Festung als einer Wallfahrtsstätte gleicht, für das Volk bedeutet, zeigt sich schon äußerlich in Haltung und Gebärde der Pilger, die beim ersten Anblick der Klosterkirche im freien Gelände stumm in die Knie sinken. Ihren Höhepunkt erreicht die Verehrung und Frömmigkeit vor dem Gnadenbilde selbst, das dunkel und anziehend unter dem Schein von Hunderten von Kerzen hervorleuchtet. Davor aber knien — weit nach vorn übergebengt, „wie Gräser, die sich im Winde neigen“ — die Scharen der Beter, die voller Inbrunst die Gottesmutter bestürmen oder aber in ergreifender Selbstvergessenheit schweigend und wie erstarrt vor dem Gnadenbilde verharren.

Die Verehrung, die hier die Mutter Gottes genießt, entspricht durchaus der Stellung, die sie im Leben des Volkes einnimmt. Denn Maria ist hier nicht nur die Gottesmutter, sondern sie ist die „Königin der Krone Polens“, zu der die polnische Jugend täglich unter ausdrücklicher Nennung dieses Titels zu beten pflegt. Wie weit diese Stellung in die Vergangenheit Polens zurückreicht, geht am besten daraus hervor, daß die polnische Nationalhymne, die „Bogurodzica“, die ihr gewidmet ist, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt. Das Lied, das vor jeder Schlacht gesungen wurde und das noch heute nach jeder Feierlichkeit angestimmt wird, beginnt mit der folgenden Strophe:

Bogurodzica, dziewica, Bogiem sławiona Maryja!

Twego syna, gospodzina, Maci zwolena Maryja!

Zwyczaj nam, spuści nam! Kirie elejson!“

„Gottesgebärerin, Jungfrau, von Gott erkorene Maria!

Deinen Sohn, den Herrn, gepriesene Mutter Maria!

Offenbare uns, zeige uns! Kyrie elejson!“

Die tiefe Religiosität des polnischen Volkes übt auf die Wirklichkeit nicht geringe Wirkungen aus. Ohne Zweifel liegt das Geheimnis der Widerstands-

fähigkeit des Volkes gegen alle äußere Not, sei es die nationale Not während der Teilungszeit oder die Not der Wirtschaftskrise, in dieser Haltung begründet. Hieraus erklärt sich auch die Stellung der Kirche, die sie im wiedererstandenen Staat einnimmt: Dissidententum wird vom Staate nicht anerkannt. Das kanonische Eherecht ist für die katholische Bevölkerung auch von Staats wegen zwingend. Versuche, dies zu ändern, sind bisher gescheitert.

IV.

Von den sozialen Grundkräften, die den polnischen Staat durch die Jahrhunderte getragen haben, waren es vor allem der Adel und die Kirche, die für die Entwicklung des kulturellen Lebens von Bedeutung geworden sind. Dazu kamen freilich auf dem Gebiete der Kultur die starken Einflüsse, die von außerhalb durch die offenen Grenzen ins Land geströmt sind. Kein Gebiet zeigt Verlauf, Dauer und Umfang dieser Einflüsse so deutlich und auch heute noch so klar sichtbar, wie die Kunst und ihre Denkmäler. An einem kurzen Durchblick durch die Entwicklung der Kunst in Polen sollen deshalb Wechsel und Richtung der auswärtigen Einflüsse zu zeigen versucht werden⁴⁾. Wie die ersten christlichen Missionare, stammen auch die ersten künstlerischen Einflüsse vom Westen her. Der auch heute noch vorhandene Reichtum an romanischen Baudenkmalern in Polen spricht hierfür eine deutliche Sprache. Obwohl die meisten dieser Bauten im Zusammenhang mit den alten Zisterzienser-Klöstern stehen, die von französischen Mutterklöstern aus gegründet worden sind, lassen sich französische Baueinflüsse in dieser Zeit nicht nachweisen.

In der folgenden Epoche, der Zeit der Gotik, herrschen ebenfalls westliche Einflüsse vor, die auf zwei Wegen nach Polen vorgetragen worden sind: von Norden her drangen, verhältnismäßig zeitig, Einflüsse der norddeutschen Backsteingotik in das Land, die sich bis weit nach Süden, bis Sandomir und Krakau, verfolgen lassen. Auf einem zweiten Wege kam die Gotik über Böhmen und Schlesien nach Polen und hat sich bis nach Lemberg ausgedehnt. In dieser Zeit begannen auch von Osten her Einflüsse in Polen wirksam zu werden, die heute noch in der Malerei deutlich zu verfolgen sind. Und zwar entstanden die reizvollsten Eindrücke dort, wo sich Westen und Osten in ein und demselben Bauwerk kreuzten. So sind heute noch in Pablin, Krakau und Sandomir gotische Kapellen erhalten, die auf Wunsch der polnischen Könige einst von ruthenischen Malern im byzantinischen Stil ausgemalt worden sind. Durch das Zusammenwirken der stolzen, herben Formen der Gotik mit den warmen blau-goldenen Farben des Ostens ergeben sich hier Bilder von sonst kaum gekanntem Reiz.

⁴⁾ Die folgenden Ausführungen sind entstanden unter den Eindrücken einer Studienfahrt, die im Herbst des vorigen Jahres im Auftrage des Deutschen Vereins für Kunstgeschichte durchgeführt wurde. An dieser sehr ausschlußreichen Fahrt, die von dem Landeshauptmann für Niederschlesien, Herrn Dr. von Boeckmann, besonders wirksam unterstützt wurde, nahmen teil: Universitätsprofessor Dr. Frey, Breslau, Universitätsprofessor Dr. Hempel, Dresden, der Provinzialkonservator für Niederschlesien Dr. Grundmann und der Verfasser dieser Zeilen, der auf der Fahrt als Dolmetscher tätig war.

Schon sehr früh hat sich die Renaissance in der Kunst in Polen auszuwirken begonnen. Eines der wichtigsten Denkmäler dieser Epoche, in der bereits italienische Einflüsse stark zur Geltung kommen, nämlich die Sigismundkapelle auf dem Wawel zu Krakau, hat sich als Muster und Vorbild erstaunlich rasch und oft im übrigen Lande verbreitet. In dieser Zeit jedoch, in der, wie wir bereits sahen, sich das polnische Nationalbewußtsein neu zu beleben und stärker auszuprägen begann, machten sich auch in der Kunst Einflüsse bemerkbar, die sich auf Motive der einheimischen Volkskunst zurückführen lassen. So tragen einige Renaissance-Häuser, zum Beispiel die Rathhäuser in Tarnów und Kazimierz-Dolny eine merkwürdig ausgebildete Attika, die als eigentümlich polnisch anzusehen ist. Daneben werden in der Baukunst Zwischenformen sichtbar, die dem Stil der polnischen Holzbauten entnommen sind.

Die italienischen Einflüsse wurden besonders stark in der Zeit des Barock. Jedoch ist es nicht richtig, daß das Barock in Polen ausschließlich italienischer Herkunft ist. Vielmehr lassen sich auch starke niederdeutsch-flämische und schlesische Einflüsse in dieser Zeit feststellen. So ist zum Beispiel das herrliche Russenkloster in Porzajów, dicht an der heutigen russischen Grenze gelegen, von dem Schlesier Gottfried Hoffmann erbaut worden. Sodann haben sich in der Lemberger Gegend sehr wertvolle Rokoko-Plastiken erhalten, die sehr starke süddeutsche Einflüsse zeigen und wahrscheinlich auf eine gemeinsame Lemberger Schnitzschule zurückzuführen sind, deren Haupt ein Deutscher gewesen ist. Im übrigen zeigen die Plastiken dieser Epoche auch starke, eigentümlich polnische Wesenszüge, die aus der Neigung zum Mystischen stammen und vor allem in den Kreuzifixen stärksten Ausdruck gefunden haben. Es ist nicht verwunderlich, daß zur Zeit der sächsischen Könige auch in der Kunst sächsische Einflüsse in Polen zur Geltung gekommen sind.

Erst die Zeit der Teilungen schien dafür bestimmt, die im polnischen Volk selbst schlummernden Kräfte zu wecken und zum Wirken zu bringen. Tatsächlich hat die polnische Kunst gerade in der Zeit der nationalen Not einen ungemein fruchtbaren und lebhaften Auftrieb erfahren, so daß man diese Epoche als die Glanzzeit der nationalen Kunst Polens bezeichnen kann. Das gilt zunächst in stärkstem Maße von der Dichtung, die gerade im 19. Jahrhundert drei Dichter von erstem Rang vorzuweisen hat: Mickiewicz, Slowacki und Krasiński, — das gilt ebenso von der Musik, die in dieser Zeit den größten polnischen Komponisten, Friedrich Chopin, hervorbrachte⁵⁾. In der Musik dieses großen Meisters, dessen 125. Geburtstag am 22. Februar dieses Jahres gefeiert wurde, zeigt sich wohl am faßlichsten jener Wesenszug, der allen künstlerisch schaffenden Polen dieser Zeit eigen ist: die tiefe und fruchtbare Verwurzelung des Künstlerischen im Nationalen, in Landschaft und Volkscharakter. In der Kunst Chopins zeigt sich das nicht nur darin, daß er in seinen Kompositionen an die alten polnischen Tanzweisen, die

⁵⁾ Es darf an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß Chopins einflussreichster Lehrer, der Komponist und Leiter des Warschauer Konservatoriums, Josef Elsner, ein gebürtiger Schlesier war, der am 1. Juni 1769 in Grottkau geboren wurde, dann in Breslau das Gymnasium besuchte und schließlich in Wien die Universität bezog.

Mazurken und Polonaisen, den Kujawiak und Oberek anknüpft, sondern vor allem in der Übernahme der rhythmischen Besonderheiten der Tänze, mit deren Hilfe er dann das so ungemein schwer erfassbare polnische Temperament aufzufangen und auszudrücken versteht. Und zwar geschieht das mit Hilfe des „Tempo rubato“. Der Künstler borgt sich gewissermaßen einen Teil des Tempos vom benachbarten Takt, um den folgenden Takt zu unterstreichen und zu verlängern; „er betont bald den einen, bald den anderen Takt auf eine scheinbar unerwartete und willkürliche Art, die aber in Wirklichkeit die intimsten Bewegungen des Innenlebens wiedergibt“ (J. Jaleski). Gerade dadurch aber ist Chopins Musik zu einer Art Offenbarung der polnischen Eigenart geworden, die ihm die große Verehrung und Liebe seiner Landsleute eingebracht hat.

Auch im wiedererstandenen Staat hat sich die Kunst stark an die nationale Eigenart angeschlossen und von dort ihre stärksten Impulse empfangen. Nicht nur die moderne Graphik und die Versuche der modernen Plastik weisen eine deutliche Anlehnung an die bäuerliche Kunst auf, sondern vor allem das Kunstgewerbe schöpft seine Vorbilder weitgehend aus Brauch und Form der dörflichen Heimat. Stark und lebendig wird dieser Zug zu Volkslitte und Volkseigenart in den Werken der Malerin Jozja S t r y j e ŋ s k a spürbar, der es in neuester Zeit wohl am besten gelungen ist, den ganzen Reichtum ihres Volkes an Farben und Formen durch eine sehr ansprechende und originelle Gestaltungsweise anziehend und verständlich zu machen.

Dieser Zug zur Wiederbesinnung auf die ursprünglichen Kräfte führt uns von der Kunst zu dem gesamten Volke zurück. Denn tatsächlich spürt man durch das ganze Volk einen harten und drängenden Willen zur Sammlung der besten Lebenskräfte hindurchgehen; diese Bewegung, die in den höheren Schichten des Volkes bedeutend stärker ist als bei den armen Bauern, obwohl sie doch irgendwie das ganze Volk ergriffen hat, findet ihre Krönung in dem Mythos, der wie ein fernes und doch nie verblassendes Leuchten vor den Augen des Volkes schwebt und dessen Träger Marschall Piłsudski ist. Obwohl nur selten sichtbar und doch immer irgendwie gegenwärtig, gilt er als der große Mittler, der irgendwo in undurchdringlicher Einsamkeit die Weisungen des Schicksals erwartet, aufnimmt und sie an seine Auserwählten weitergibt. Der Grundton dieses Mythos ist das alte, nie schwindende Wunschbild eines machtvollen, widerstandsfähigen und angesehenen polnischen Großstaates!

V.

Das Bild vom heutigen Polen, so wie es eben — von innen gesehen — an unseren Augen vorüberzog, verlangt zum Schluß wieder die Einordnung in den Raum, in den es gestellt ist und in dem es zu leben hat. Und zwar soll dies in zwei Bildern geschehen, die — als frische Eindrücke einer ausgedehnten Fahrt durch dieses Land — vielleicht am klarsten das zusammenfassen, was zur Einordnung Polens in den allgemeinen europäischen Raum, zur Verdeutlichung einer schicksalhaften Lage zwischen den Kraftfeldern des Ostens und des Westens zu sagen wäre.





Wiosna — Printemps



Z. Stryjeńska

Lato — Été

Hinter dem ruthenischen Hügel land wird die Landschaft eintöniger, ebener und beginnt etwas von jener unnenmbaren Schwermut auszufließen, wie sie der weiten, grenzenlosen russischen Ebene eigentümlich ist. Dort, wo diese Ebene zu ihrem endlosen Zuge nach Osten ansetzt, dicht an der russischen Grenze, steht das alte Russenklöster Poczajów, dessen vergoldete Dächer und Kuppeln in der Abendsonne weit in die Ebene hineinleuchten. Als wir das Kloster nach einer beschwerlichen Fahrt erreichten, kamen wir gerade noch zum Gesang der Vespren zurecht. Die Mönche trugen lang herabwallendes Haupthaar, schwarze Gewänder, die ein dunkler Ledergurt zusammenhielt, und hohe schwarze Stiefel, die den Mönchen ein eigenartig militärisches Aussehen verliehen. Bald begann ihr Gesang.

Mit einem leisen Summen begann der Vorsänger ein Motiv aus den Psalmen, ließ dann die Melodie langsam anschwellen und verklingen, um sie dann an den Chor weiterzugeben. Auch hier wurde sie erst leise summend aufgenommen, dann ein wenig gesteigert, Begleitstimmen kamen hinzu, tiefe, harte Bässe und die jugendlichen Stimmen junger Klosterbrüder — immer drängender und brausender scholl der Choral an, sammelte sich noch einmal und stieg dann um so machtvoller an, um endlich in jenen emporreißenden Sprechgesang auszubrechen: „Herr, erbarme dich unser!“

Leise und summend, wie es begonnen, endete das Lied, verklang im dämmerigen Schiff der Kirche und schien sich mit den letzten Strahlen der Abendsonne zu verbinden, die die vergoldeten Ikonen in der Kuppel noch zu einem letzten Leuchten brachte. Dann setzte in langen, schweren Schlägen die Abendglocke ein. Einige von den Mönchen sah ich nachher noch lange auf der Brüstung des hoch aufragenden Klosters stehen — den Blick starr nach Osten gewandt, wo im Dunst des Abendnebels die weite russische Ebene unterging . . .

Der Osten ist das Land der Gegensätze! — Polen, das Land echter, tiefer Religiosität, grenzt im Osten an den gegensätzlichsten Nachbarn, der denkbar ist: an das Reich der Gottlosigkeit. Reisende, die von drüben kamen, erzählten, daß an den Wachthäusern der Sowjets an der Grenze Schilder angebracht sind mit der Aufschrift: „Hier wird scharf geschossen!“ — Eine deutliche, ernste, unerbittliche Sprache. Zwei unveröhnliche Welten scheiden sich an dieser Grenze: die Welt der christlichen Kultur und das Reich der grundsätzlichen Gottlosigkeit. Hier endet Polen! Hier endet das Abendland!

*

Wenn man sich von der russischen Grenze wieder westwärts wendet, dann ist das erste, was wieder mit dem Westen verbindet, der breite Strom der Weichsel. Dreimal auf dieser Fahrt, und immer mit einem anderen Gesicht, haben wir diesen größten der polnischen Ströme kennengelernt. In der Nähe von Krakau, kurz nach ihrem Austritt aus den Bergen, zeigt sie sich wild und stürmend, als wenn sie die Freiheit der Berge nicht vergessen könnte. Auf Warschau zu wird ihr Tal breiter, ihr Lauf ruhiger, behäbiger, östlicher. Hinter der Hauptstadt wechselt wieder das Bild. Der Fluß breitet sich weit in die Landschaft aus, um aber bald in steil abfallende Ufer eingezwängt zu

werden. Auf dem Wasser sieht man die ersten großen Lastschiffe. Der kalte, feuchte Wind mahnt bald an die Nähe des Meeres und trägt die Gedanken über das Land hinaus zur deutschen Heimat und ruft dabei noch einmal alle jene Erinnerungen wach, die die Sprache der deutsch-polnischen Beziehungen sprechen:

Da erinnert die Kathedrale in Posen, in der ältesten Bischofsstadt von Polen, an die Tatsache, daß die ersten Missionare Polens vorwiegend *Mönche deutscher Klöster* gewesen sind. Die Namen vieler Dörfer in Großpolen, die aus dem Studium der Siedlungsurkunden „nach deutschem Recht“ noch in guter Erinnerung sind, mahnen an die Ströme von deutscher *Bauerkraft*, die während der Kolonisationszeit nach Polen geflossen sind. Viele Städte zeigen noch heute in ihrer Anlage die Herkunft aus der Zeit der Stadtgründungen nach deutscher Art. In Krakau erinnert noch heute die größte und schönste Kirche, die Marien-Kirche, die während des Mittelalters die „Kirche der Deutschen“ genannt wurde, an die Kraft und das Ansehen, das einst das deutsche *Bürgertum* im östlichen Nachbarland gewonnen hatte. Nördlich von Krakau, in Ogradzieniec, steht heute noch die Ruine eines in seinen Ausmaßen geradezu riesenhaften Schlosses, das sich die mächtige Familie der Boner (aus dem Elsaß stammend) zu Beginn des 16. Jahrhunderts erbaut hatte und das in seiner imponierenden Anlage — mitten zwischen hohe Felsstürme hineingebaut — einen Begriff davon gibt, wie stark und einflußreich einst deutsche *Raufleute* in diesem Lande gewesen sind. Dann aber sind es vor allem die Kunstdenkmäler, die in den Namen ihrer Schöpfer immer wieder erkennen lassen, wie viel an künstlerischer Kraft im Laufe der Jahrhunderte nach Polen geflossen ist.

Die deutschen Kraftströme sind bis in die neueste Zeit hinein nicht abgerissen; gerade die jüngsten Zeugnisse sind zugleich die eindrucksvollsten. Niemals ist mir das so eindringlich und tief zum Bewußtsein gekommen als auf jener nächtlichen Fahrt, die uns von Döblin, der früheren, schwer umkämpften russischen Festung Zwangorod, nach Warschau bringen sollte.

Wir hatten abseits von der großen Straße in versteckten Dörfern uns noch einige Kirchen angesehen. Die vielen Umwege hatten die Fahrt verzögert. Inzwischen war es Nacht geworden. Weiße Nebelschleier zogen sich leicht zwischen den schweigenden Bäumen hin. Als ich an einer der Wegkreuzungen wieder einmal ausstieg, um an dem Wegweiser den richtigen Weg nach Polens Hauptstadt festzustellen, fand ich statt dessen auf dem einsamen Hügel am Wegrand das einfache, verwitterte Grabkreuz eines deutschen Soldaten. Es war nur eines von vielen. Dahinter ragte aus dem Buschwerk ein ganzer Wald von Kreuzen auf, deren lange Schatten im Dunkel der Nacht versanken.

Als ich am nächsten Tage durch die Straßen von Warschau ging und die vielen stolzen Bauten sah, die das wiedererstandene Polen in der ehemaligen russischen Zwingburg errichtet hatte, mußte ich immer wieder an die Gräber der vielen deutschen Soldaten denken, die durch ihren Tod den Weg zum Sturz der russischen Herrschaft und damit den ersten entscheidenden Schritt zur Wiederaufrichtung des polnischen Staates bereiten halfen ...

Die Kunst in Böhmen und Schlesien

Von Fritz Wiedermann

Bis weit in die Vorzeit reicht die enge Verbundenheit der beiden Länder Böhmen und Schlesien, die auch heute noch als eine kulturelle und stammesgeschichtliche Einheit anzusehen sind. In beiden Ländern hatten germanische Völker ihre Siedlungsplätze, germanische Stämme gaben den Gebieten die Namen, und noch heute zeugen unzählige Bodensfunde vom Hochstand germanisch-nordischer Kultur, die ihre Reste bis in die Gegenwart zu erhalten verstand. Beide Länder wurden im 12. Jahrhundert von deutschen Bauern besiedelt, die, von den slawischen Fürsten gerufen und von ihnen mit allen Vorrechten ausgestattet, mit friedlichen Mitteln ihrer höher gearteten deutschen Kultur das Feld bereiteten. Die Werke der Kultur und der Siedlung zeugen auch heute noch vom schöpferischen Geist jener deutschen Männer, die beide Länder dem Deutschtum zurückeroberten.

In der Reihe der Zeugen für die deutschen Rechte auf beide Länder darf die Kunst nicht vergessen werden. Deutsche Mönche und Handwerker brachten die Formen der romanischen Kunst ins damals von Slawen besiedelte Land mit seiner recht primitiven und fast kunstlosen Kultur. Sie bauten steinerne Häuser und hohe Burgen, sie legten Straßen an und schufen feste, mauerumwehrte Städte und Klöster. Die ersten bemerkenswerten Bauten, mit reichem plastischen Schmuck, sind die Werke thüringisch-sächsischer Meister, die in ihrer Heimat jene berühmten Chorfiguren in Raumburg und die Portalleibungen der Goldenen Pforte in Freiberg geschaffen hatten. Auch jene charakteristischen Rundkapellen, die von den Tschechen gern als Zeugen tschechischer Baukunst angesprochen werden, sind Nachbildungen deutscher Taufkapellen nach Vorbildern in Würzburg und in Meissen. Am Ende des 13. Jahrhunderts beginnen in beiden Ländern eigene Werkstätten ihre Arbeit und lassen eine Fülle bodenständiger Kunstwerke entstehen. Immer aber sind es deutsche Meister und Gehilfen, die aus mitteldeutschen Werkstätten kommen und ganz im Geiste deutscher Kultur schaffen.

Die Zeit der Gotik beginnt mit Karl IV., dem „Bürgerkönig des 14. Jahrhunderts“. Er erhebt Prag zur Residenz und sichert Breslau die Gleichberechtigung im Range Nürnbergs und Venedigs zu. Sein erster Baumeister wird Matthias von Arras, der die Gedanken französischer Gotik nach Böhmen überträgt. Sehr bald aber löst ihn Peter Parler aus Schwäbisch-Smünd ab, der mit kräftiger Hand aus eigener Kraft eine rein deutsche Gotik zu gestalten weiß. Sein Einfluß und der seiner Dombauhütte reicht über Böhmen hinaus nach Schlesien und nach den habsburgischen Ländern, nach Polen selbst und bis an die Schwelle des Balkans. In eifriger Bautätigkeit entstehen die Dome zu Prag und zu Kuttenberg, die kaiserlichen Burgen auf dem Hradschin in Prag und Schloß Karlstein, das bestimmt wird, die Reichskleinodien aufzunehmen, und schließlich die nunmehr verschollene kaiserliche Burg in Breslau. Gewaltige Steinbauten überspannen die Ströme,

die herrlichste und kunstreichste, die Karlsbrücke in Prag, ist heute noch eine rechte Perle aller Brückenbaukunst. Das Altstädter Rathaus ist zum Ausgangspunkt einer eigenen Baukultur geworden, deren Spuren man noch immer zahlreich genug in Böhmen, Schlesien und in Mähren findet.

Von deutschen Meistern gegründet, entfaltet sich die böhmische Malerschule und arbeitet Hand in Hand mit einer zur gleichen Zeit berühmten Schnitzwerkstatt. Bis ins 16. Jahrhundert hinein sind ihre Werke für den deutschen Südoften maßgebend und wegweisend. Nikolaus Wormser aus Straßburg und Sebaldus Weinschröter aus Nürnberg stehen am Anfang einer glanzvollen Kette berühmter Namen. Die Anwesenheit Lucas Cranachs und Pleydenwurffs sind nicht ohne sichtbare Erfolge für die Schüler geblieben. Sehr rasch entfaltet sich die Kunst der Goldschmiede zu einer ungeahnten Blüte, auch die Kunstschlosserei ist mit erstaunlichem Erfolge tätig. Für die Machtstellung des deutschen Handwerks spricht nicht zuletzt die Abfassung der Satzungen in deutscher Sprache und die Angleichung ihres Inhalts an die Zunftbücher deutscher Städte. Ins 15. Jahrhundert hinein geht ein starkes Deutschtum, das bis in alle Landesteile seine kulturellen Kräfte zu lenken verstand. Unermesslich ist der Glanz der Kunstwerke, die in allen Kirchen und Klöstern des böhmischen Landes noch heute zu finden sind. Mit dem benachbarten Schlesien wetteifern sie um den Ruhm bester schöpferischer Leistung, die allein die bedrängte Ostmark immer wieder dem Deutschtum zu erhalten gewußt hat. Die schöne, kräftige Entfaltung wird in beiden Ländern jäh und unvermittelt durch die Hussitenkriege unterbrochen. Die Wut der Kriegshaufen richtet sich in erster Linie gegen das deutsche Element und macht auch vor den Heiligtümern der Kirche nicht Halt. Die Aktivität des Tschechentumes, die zum ersten Male sinnfällig in Erscheinung tritt, beginnt mit Plünderung und Zerstörung ihr Werk. Nur langsam und zögernd erfolgt im 16. Jahrhundert ein Aufbau, der im Geiste der Renaissance vor sich geht und zuerst von italienischen Künstlern gefördert wird. Noch einige Spätwerke der Gotik stammen aus dieser Zeit (Wladislaus-Saal der Prager Burg), aber in der Mehrzahl überwiegen die Werke des Stiles der Wiedergeburt. Das Lustschloß Belvedere in Prag, die Pfastenschlößer in Brieg und Liegnitz sind die bekanntesten Leistungen jener „wälschen“ Baumeister. Auch holländische Künstler ziehen die Habsburger in ihren Kreis. Der Bildhauer Adrian de Vries ist zahlreich genug mit wertvollen Werken der plastischen Kunst in Böhmen wie in Schlesien vertreten. Aber der Einfluß der Fremden bleibt eine Episode; sehr bald erobern wieder deutsche Künstler das Feld. Ein glänzendes Beispiel dafür, wie schnell die neue Kunstrichtung von heimischen Meistern erfaßt und vom Grunde her neu gestaltet wird, ist Wendel Rokkopf, dessen Bauten in Görlitz zu den besten Leistungen der deutschen Renaissance überhaupt gehören. Vielleicht überwiegt seine Kunst sogar die vielgerühmten Beispiele des Heidelberger Schlosses.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege entfaltet das Barock in beiden Ländern seine Schaffenskraft. Was in langen Kriegsjahren zerstört worden ist, das wird nun unterm aufpeitschenden Eindruck der Gegenreformation wieder

aufgebaut. Wieder sind es klangvolle deutsche Namen, Meister, die aus Süddeutschland oder Oesterreich stammen, die den beiden noch immer verwandten Ländern ein neues künstlerisches Gesicht geben. Fischer von Erlach (aus Wien bestens bekannt), Lucas Hildebrand, die Brüder Dientzenhofer, die Brüder Prockhoff (die jene köstliche erste Nepomukplastik auf der Prager Karlsbrücke schufen) und der allzeit lustige Maler Brandl sind in Prag und Breslau, aber auch in zahlreichen kleineren Orten und nicht zuletzt in Mähren und in Oesterreich-Schlesien mit bestem Erfolge tätig gewesen. Stadtschlösser und Kirchen werden unter ihren kunstverständigen Händen umgebaut und erneuert, als Hochburgen des wieder erstarkten Katholizismus entstehen die Klöster im Stile des berauschend schönen Barock. Deutlich nachweisbar führen zwei breite Kunststraßen von Wien und Passau her durch Böhmen und Schlesien. Überall an den Brennpunkten des kirchlichen und kulturellen Lebens finden wir den Niederschlag deutscher Kunst im Gewande des neuen Stiles.

Das Vorhandensein einer tschechischen Volkskunst soll gar nicht geleugnet werden. Besonders die farbige Ausdrucksfähigkeit in der Schnitzkunst und in der Weberei darf nicht unerwähnt bleiben. Aber diese Erzeugnisse reichen über die lokale Bedeutung nicht hinaus. Die Werke von Rang und von umfassender Bedeutung tragen immer wieder deutsche Namen. Selbst aus der Zeit des künstlerischen Niederganges, im 19. Jahrhundert, sind es zwei deutsche Meister, die wertvolle Werke schufen: Jübrig und Mežner. Der tschechische Nationalismus versucht seit der Neugründung des Staates tschechische Künstler in den Vordergrund zu drängen. Aber allzu leicht lassen diese Maler ihre Schule aus München oder auch aus Paris erkennen. Es gibt keine eigene tschechische Kunst, weil die geistigen Grundlagen und die Tradition fehlen.

Seit die deutsche Kunst gewaltsam verdrängt wurde, blieb tschechisches Schaffen unfruchtbar und begrenzt. Erst wenn das Deutschtum als gleichberechtigter Teil anerkannt werden wird, dann wird es auch seine Kräfte wieder ausstrahlen und Werke von Kraft und Ewigkeit schaffen. Bis dahin aber bleibt die steinerne Fassade des St.-Veitsdomes in Prag ein stolzes Mahnmal für die herrliche Entfaltung deutscher Arbeit im böhmischen Lande.

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde Tretet ein in den Werkfring od. die Theater- u. Konzertgemeinde

Anmeldungen

nimmt für Breslau die Geschäftsstelle der NS.-Kulturgemeinde, Gartenstraße 49 (Laden) entgegen.

Beitrittserklärungen

aus anderen Orten sind direkt an die einzelnen Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde zu richten, die in jeder größeren schlesischen Stadt vorhanden sind.

Die Sehnsucht nach dem Süden

Von Dr. Ernst Boehlich

Die Betrachtung der deutschen Geschichte hat, wie es bei der Lage der Dinge nicht anders möglich war, wiederholt und nachdrücklich jene auffallende Wendung unseres Volkes nach Süden vermerkt, über die sich das Urteil zwiespältig wie nur in wenigen anderen Punkten gestaltet hat, um, so oder so lautend, leidenschaftlich Anerkennung zu heischen. Man hat diese Wendung zuweilen als ein offensichtliches Verhängnis angesehen und beklagt; sie ist nicht selten als eine Schuld erschienen, um derentwillen man verantwortliche Kreise und Führer zu tadeln, ja zu verwünschen Anlaß genommen hat. Es waren eben die, in deren Erscheinung und Wirksamkeit andere den Glanz unübertroffener Herrlichkeit aufleuchten sahen und sehen. Sehr verschiedene Wurzeln dieses Dranges hat man aufzeigen wollen. Bald hat man den sachlichsten Zwang der Umstände in den Ereignissen wirken sehen, rein verstandesmäßig zu erfassende Zusammenhänge als verantwortlich hingestellt, bald tiefste, irrationale Gemütsströmungen als letzten Grund, eine unabwendbare Triebkraft erkennen zu dürfen geglaubt. Nicht minder vielfältig hat man dementsprechend die Anziehungskraft des Südens gedeutet. Neben nüchternster Betrachtungsweise steht wahre Verzückerung vor dem Zauber, den das Land der wärmeren Sonne barg. Fluch und Segen sah man ihn ausströmen; das Höchste, was unsere Kultur hervorgebracht habe, und all unser Unglück wollte man von dort ableiten. Vielleicht hat keine der Kräfte, die sich in unserer Geschichte auswirken, so entschieden moralische Wertung gefunden, wie dieser Zug nach dem Süden. Man könnte das unrecht finden und sich auf den Standpunkt stellen, daß geschichtlicher Sinn nicht zu richten, sondern nur zu verstehen habe, wie alles — notwendigerweise — geworden sei; aber wenn irgendwann und -wo die Weltgeschichte auch das Weltgericht ist, dann ist sie es hier. Wenn überhaupt die Geschichte Lehrmeisterin der Völker ist, dann haben wir hier zu lernen, wo es uns anmutet, als ob sich ein geradezu ewiges Problem vor uns aufstäte, an dessen Deutung wir nicht vorüberkommen, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, weil es an unsere innerste Seele zu rühren scheint und, wie es durch Jahrhunderte und Jahrtausende als ein Bann über unserem Volke gelastet, einmal letztes Verhängnis auslösen könnte.

Wie unendlich tief die Verflechtung ist, in der hier deutsches Schicksal liegt, läßt auch ein flüchtiger Überblick erkennen. Schlagartig offenbart sich eine Spannweite des Erlebens, in der stärkste Anregung und Befruchtung, wie sie uns von dort gekommen sind, neben furchtbarer Verderbnis Platz finden. Wir mögen, soweit wir wollen, in die Fernen unserer Vergangenheit zurückschauen, irgendwo sehen wir es von Süden her heranwandern: eine neue Gerätform, ein neues Material, eine Vorstellung, die irgendwo im Raume des Mittelmeers geprägt worden ist. Bronze, Eisen, Gold, Tauschwerte glücklicherer Himmelsstriche, werden, man weiß nicht immer gegen

welche Gegenwerte gewonnen. Als sich der Vorhang hebt, den die Entferntheit von den Mittelpunkten der Kulturbewegung um das germanische Altertum gewebt, setzt dieser Zustand stärker und immer stärker ein. Die römische Welt ist es, die im stetig fließenden Wellenschlage der Zeiten das Zivilisationsideal der deutschen Welt prägt, der Kultur eine Richtung gibt, die auch heute noch nicht entscheidend umgebogen ist. Über die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, über ottonische Renaissance und Humanismus hin, längs der Straße, welche die deutsche Klassik gegangen, richtet sich auch bei uns jenes Bildungsideal auf, das den Lehrgang unserer Schulen bestimmt hat, den Maßstab in der Schätzung unseres Wissens bestimmte und bestimmen durfte, Grundzüge unseres Denkens geformt, Tiefen unseres Gefühls erregt und ermessen, ja schließlich, insofern das Christentum die Erfüllung der Antike ist, uns eine neue, die Religion gegeben hat. Unleugbar verdanken wir diesem Süden unendliches Gut aller Art, unleugbar ist die klassische deutsche Dichtung um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert als eine der edelsten Schöpfungen anzusprechen, die alle Weltgeschichte überhaupt aufweisen kann, und daß diese unsere klassische Dichtung stärkste Antriebe nicht nur, sondern Wesentliches ihrer Haltung dem Süden verdankt, daß sie in ihren größten Vertretern ihm alles zu verdanken glaubte und bewußt ihm als Vorbild und Ideal opferte, das steht über aller Erörterung. Es liegt so, daß an Stand und Stellung der Hochkultur gemessen, das andere, das Fremde, der Süden sich berghoch über der Überlieferung des Arteigenen türmte, es liegt wahr und wahrhaftig so, daß alles Leben in einem Strome rauschte, dessen Rhythmus von jenseits unserer Welt bestimmt war; es liegt so, daß Menschenalter und Jahrhunderte hindurch die Verwaltung des Erbes der Heimat ruhte, daß ihr Leben fast schließ, daß nur wie verloren zuweilen ein Traum an die helle Oberfläche des Bewußtseins stieg.

Und abermals: dieser Süden hat Stamm um Stamm aus germanischem Blute verbrannt, anscheinend sinn- und spurlos verderben lassen. Er hat andere entfremdet, daß sie des eigenen Blutes bitterste Feinde wurden, er hat die mittelalterliche Kaiserzeit hindurch zu Tausenden und aber Tausenden in Meer und Schar und Vereinzelung Opfer gefordert, er hat beste Kräfte an sich gezogen, die an anderer Stelle nicht eingesetzt werden konnten. Er war der Tod, der das blühende Leben raffte, er war der Teufel, der Wirrsal in tiefe Risse goß und Bruder gegen Bruder empörte.

Erzeugerin hochschwingenden Werdens und sein Grab, Gott einer neuen Zeit und ihr satanischer Dämon — weltweit ist die Erlebnispanne, in die der Süden sich uns umsetzte. Wahrlich, keine andere Macht hat so stark an deutscher Sphäre gezogen wie er mit den in ihm verkörperten Kräften; in keiner Richtung hat das deutsche Volk soviel eingesetzt und soviel Substanz verloren, wie gerade in dieser, und das ist es, weshalb eben hier die Frage nicht ruhen kann, ob das Ergebnis den Einsatz gelohnt hat.

Worum Jahrtausende sich verzehrt, das kann auch die stärkste Stunde nicht verschlingen, und wer dem Geiste auf sagt, der verfällt dem Gespenst. Diesem Für und Wider in der Auseinandersetzung mit der Fraglichkeit des Südens

ist nun und nimmer mit jener Leichtigkeit beizukommen, die Jahrhunderte unserer Geschichte ausschalten möchte, als ob der Mann je das Rind vergessen könnte, das er selbst gewesen ist. Diesem Für und Wider kann nur eine Gerechtigkeit genügen, die, ohne den Weg in die Zukunft eigenen Wunschbildes zu verbauen, die Tatsachen der Vergangenheit als solche nimmt und ihre mehr als vorübergehende Bedingtheit zu erkennen vermag.

Wie ist die Lage, als das Jahrtausend beginnt, in dem sich der Kampf zwischen Nord und Süd zum erstenmal vollendet? Müßte nicht hier das Problem besonders klar sein Gesicht zeigen, leicht durchschaubar, aller Deutung zugänglich sein? In der Tat sind die Dinge als sehr einfach angesehen worden. Der Süden Kulturland, der Norden Ode und Urwald und Kümmerlichkeit, so sahen es die Römer, so die Griechen, und so haben wir es bis vor wenigen Jahrzehnten im Banne antiker Kultur im allgemeinen auch gesehen. Der Ansturm der germanischen Welt gegen die Grenzen des Imperiums oder gegen die Landschaften des südöstlichen Europa könnte so in gleichem Sinne gedeutet werden wie der unilgbare Gang des Nomaden nach den gesegneten Gefilden, die fremder Hände Fleiß bestellt hat. Wir wissen heute, daß solche Vorstellungen irrig sind. Über den Zustand des Nomadismus waren die Germanen im wesentlichen längst hinaus. Sie waren schon viele Jahrhunderte, bevor der erste schriftliche Bericht von ihnen Kunde gibt, bevor der erste Zusammenprall mit dem Süden erfolgt, Ackerbauer, Besitzer und Herren, Nutznießer fruchtbaren Landes, und die Voraussetzungen wie für nomadische Stämme fallen damit weg.) Daneben freilich ist den germanischen Stämmen eine ungemaine Beweglichkeit eigen, die — Erbe der Urzeit — jedem bunten Abenteuer, jedem raschen Kampfe geneigt ist. Der Verlauf der Völkerwanderung spiegelt beide Seiten wider. Als Germanen um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, Skiren und Bastarnen aus ostelbischem Gebiete, gegen das Schwarze Meer vorstießen, begnügen sie sich nicht mit neuen Sitzen im Innern des weiten Landes; ihre Hand greift jäh nach dem gesegneten Olbia, und bald drängen sich die Männer in den Krieg, den die Mächte des Ostens gegen Rom unterhalten, Menschenalter hindurch. Fremdes Spiel, großes Spiel! Zehntausende haben mit ihrem guten Blute bezahlt, worum politischer Ehrgeiz anderer würfelte. Nicht anders spinnt sich der Verlauf im Westen ab; auch hier erscheinen germanische Völkerschaften, die wohl um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends in die Westalpen verschlagen worden sind, als Landsknechte im Kampfe gegen Rom in keltischem Dienste. Was die einen hierhin, die anderen dorthin trieb, war aber letztlich doch die große Landnot in der Heimat, wie es klar und unverkennbar in dem Zuge der Kimbern und Teutonen zum Ausdruck kommt. Aber wiederum mischt sich das andere hinein; keineswegs nämlich lag es so, daß diese Stämme nicht näher bei ihren alten Sitzen neue Acker bequemer hätten bekommen können, keineswegs so, daß sie der Linie des geringsten Widerstandes gefolgt wären. Sie wurden zweifellos durch Vorstellungen von dem Glanze einer fernen, schönen Welt gelenkt. Man darf ja durchaus nicht glauben, daß die Germanen dieser frühen Zeit kein Wissen um die Zustände in der Kulturwelt südlich der Alpen gehabt hätten. Sie wußten offenbar sehr

gut da unten Bescheid, so gut, daß nur ein Menschenalter später Ariovist schon politische Beziehungen zu Rom anknüpfen konnte, die eine genaue Kenntnis sogar der Parteiverhältnisse in der ewigen Stadt voraussetzen. Gewiß wird, wenn die Kimbern und Teutonen um die Grenzen Italiens schweiften, keinerlei fesselnde Anschauung von den geistigen oder künstlerischen Werten mitgesprochen haben, wohl aber eine von dem schwellenden Reichtum und der Fruchtbarkeit des Landes.

Aber nun dauerte es nicht lange, bis sich der Zauber des Südens in voller Deutlichkeit entfaltet. Germanen treten, zunächst bei Cäsar in Gallien, in römische Dienste, und Abenteuerlust nimmt in der Form der Reiselläuferei alsbald größte Ausmaße an. Nun zum ersten Male wird freien Germanen die Möglichkeit gegeben, Rom, die andere Welt, in ihrer bestrickenden Wirklichkeit aus aller Nähe zu sehen. Enger und enger schmiegen sich nun die Bande, mittels derer das ferne Nordland mit dem Imperium verkettet wird. Wo der Reiselläufer auszieht, kehrt der Kaufmann ein; ein umfassender Handelsverkehr entwickelt sich, Krieg bringt die fremde Macht unmittelbar ins Land, sie richtet sich auf in ihrer gebietenden Hoheit, jedem sichtbar, den Schein ihrer düsteren Majestät in die fernste Hütte ausstrahlend; kein Gebiet der Kultur, kein Zweig der Zivilisation, der nicht von dem Fluten der Dinge bespült wurde. Wandre, Bernstein; komme, du Gold! Gleißender lockt der schimmernde Glanz. Vertraut wird er nicht unwirksamer; aber langsam bröckelt die fremde Macht, die den funkelnden Mantel trägt, und sie sinkt in ihrer Schwäche, und der Germane verteilt die Welt. Nun ist sie sein. Ist sie sein? Was ist sein? Er griff das lockende Leben und legte den schleichenden Tod an sein Herz...

Große Könige waren es, die ihre Reiche im zuckenden Lande errichteten, nicht nur gewaltig gebietend, kraft stürmischer Macht und bezwingender Tapferkeit, kluge Männer, weise Walter, denen man tiefere Einsicht in die Bedeutung des Geschehens nicht absprechen kann. Sahen sie nicht, was mit ihren Völkern geschah? Wie? Springt mit der Klage nicht die Anklage hervor, daß Gebietende, die da wissen mußten, Gehorsame blind ins Verderben geführt? Töricht wäre die Anklage. Die Völker dachten nicht anders als ihre Fürsten; sie waren ihnen vorausgegangen auf dem gefährlichen Wege. Der irrt, der da meint, diese weiten Unternehmungen aus dem Trachten eines einzelnen verstehen zu können. Ein Vorgang war es, eine Lockung, ein Entsprechen. Und die Fürsten waren nicht blind, Theoderich sah das Problem aus dem Nebeneinander zweier ungleicher Völker aufsteigen; er glaubte, sie in eine höhere Einheit verschmelzen zu können; Geiserich fühlte, wie die heißen Rüste Afrikas um das Herz seiner Vandalen gierten, er glaubte, mit strenger Gesetzgebung Verdorbenheit zu Reinheit wandeln zu können. Eitles Wähnen da und dort! Über die Leichen ihrer Besten sinkt die germanische Welt auf sich selbst zurück...

Als sie in neuer Ballung wieder um sich greift, es geschieht im Verlaufe der Bildung des karolingischen Großreiches, ist die Zeit eine andere geworden. Im Zusammenbruche des Imperiums ist, was ehemals so blendend nach Norden

strahlte, zum guten Teile im Einsturz begraben worden. Und dennoch ist dieses tote, zerschlagene Reich noch im Widerscheine so stark, daß es in der Idee seine Überwinder gefangen nimmt, wie es zuvor seine lebendige Pracht getan hatte. Nicht die Franken allein lassen sich von dem Gedanken blenden, das Weltreich des Altertums fortsetzen zu können. Der Sachse erst ist es, der große Sachse Otto I., der dem deutschen Volke die Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation schenkt. Ja, schenkt! Man unterschätze nicht die religiöse Färbung der antiken Idee des Weltreiches, das dem Begriff nach ein Reich des Friedens und der unmittelbaren Unterstellung unter die himmlischen Mächte sein sollte, dieser Idee, die, ursprünglich orientalischer Herkunft, über den Zusammenbruch der großen Roma nicht inbrünstiger den Krummstab des italienischen Papstes als das Zepter des deutschen Kaisers geweiht hat, die auf tausend Bahnen in die Vorstellungswelt des Volkes einströmte, das sich vor allen andern zur Herrschaft berufen fühlte. Wenn der Deutsche ein Recht gehabt hat, sich über die verkommene römische Welt erhaben zu fühlen, so hat er der Verachtung dieser gegenüber reichen Tribut gezollt. Im Jahre 968 weilt eine deutsche Gesandtschaft unter Führung Liutbrands, eines geborenen Langobarden, am Hofe von Byzanz und wirft dem Kaiser Nikephorus, der in seltenem Dünkel spottet, keine Römer, sondern Langobarden vor sich zu haben, dieses vor: Die Römer seien Strauchräuber von Ursprung gewesen. „Wir, wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder, wir verachten jene so tief, daß wir unsere ärgsten Feinde nicht schlimmer schmähen zu können glauben, als wenn wir sie „Römer“ schelten, und das nur deshalb, weil wir unter dem römischen Namen alle Niedrigkeit, Feigheit, Habgier, Ausschweifung, Lüge, alles Laster der Erde verstehen.“

Wie wäre es, wenn überhaupt die Idee eines Imperiums da war, wie wäre es anders möglich gewesen, als daß dieses Volk, in dem so viel Hochgefühl schwang, nach ihr griff? Gewiß ist es richtig, daß sich die realsten wirtschaftlichen, später dynastischen Interessen mit den Römerzügen verbanden, aber stärker und allgemeiner wirkte der Glanz, der über der Kaiserkrone schwebte, stärker wirkte die theokratische Idee. Will man bedauern, daß sie geherrscht? Es steht jedem frei. Aber so wenig wir dem Mittelalter die Kreuzzüge abdisputieren können, so wenig den großartigen Hintergrund, vor dem sich diese wie die nicht minder großen Anstrengungen und Opfer um der Idee des Imperiums willen abspielten. Das Mittelalter ist das Erlebnis der Theokratie oder es ist überhaupt nichts, und was in diesem Zeichen geschah, kann nie und nimmer moralischem Nachzoll unterliegen. Die deutschen Herrscher jener Epoche haben sich nicht selbst ihr Gesetz gegeben, sie waren Diener eines Gesetzes, das vor ihnen war. Hart war es, und zweischneidig das Schwert, das es den Kaisern verlieh. Aber wer möchte leugnen, daß sie es tapfer und herrlich geführt haben, wer möchte, wenn uns ihre Taten und Schicksale heute noch rühren, den Zauber nicht spüren, der sie umwittert und von den Zeitgenossen so leidenschaftlich eingesogen worden ist?

Indessen war es nicht allein der Reichsgedanke, den der Deutsche jenseits der Alpen übernahm; es war die Staatsidee an und für sich. Sie war dem

Germanen der Frühzeit fremd, und wo auch immer sie auftaucht, nährt sie sich an dem fremden Vorbilde. So wird Marbod König nach römischem Muster, wächst das Frankenreich in die antike Organisation, schult sich der Staat der Deutschordensritter, wegweisend für die deutsche Neuzeit, an der sizilianischen Schöpfung Friedrichs II. Gewiß hat der Deutsche hier Kräfte leidenschaftlicher Hingabe, gewiß ein ethisches Pathos einzusetzen gehabt, das vor ihm nicht da war; gleichwohl bleibt die Tatsache bestehen, daß der tragende Begriff ihm vom Süden zugeflossen ist. Und eben hier gestaltet sich die Beziehung, die zwischen den beiden Partnern wächst, typisch.

Blicken wir zurück: Land, Wohlleben, Reichtum, zivilisatorischen Fortschritt, kulturelle Schulung, Herrschaft, staatliche Organisation, das alles hat der Germane, hat der Deutsche im Süden gesucht und gefunden, und das alles gibt doch noch keine Vorstellung davon, was in der Beziehung der beiden Mächte zueinander mehr als zufällig gewesen ist. Anregung aller Art haben die Germanen auch den Kelten zu verdanken; Opfer hat der Osten auch und nicht zu wenig verschlungen. Man befriedigt seine Bedürfnisse, wo sie sich bieten, man leitet Kultur ab, von wo sie blüht, und der Vorsprung, den der Süden dank seiner Lage hatte, forderte zur Anlehnung heraus. Und Kampf kostet Blut, wo er auch geführt wird; Fremde mißleitet, wo auch immer sie aufgesucht wird. In alledem liegt nichts Besonderes, nichts, was so starke Affekte und Effekte auslösen könnte oder dürfte, wie es in diesem einen Falle geschehen ist und geschieht.

Blicken wir zurück: Fast am Anfange unserer Geschichte steht eine erschütternde Szene: In den gewaltigen Kriegen, die Rom nach der Niederlage im Teutoburger Walde anstrebte, um seine Stellung östlich des Rheins wieder zu gewinnen, treffen an der Weser zwei Cheruskerfürsten als Feinde aufeinander: Arminius der Befreier und sein Bruder Flavus, der in römischem Dienste gekämpft und geblutet und nun — er hat den Fahneid geschworen, und Treue hält ihn fest — im Kampfe gegen die eigenen Gesippen steht. In der zornigen Auseinandersetzung zwischen den beiden schlägt mehr auf, als sich aus Vorteil hier und dort ergäbe, als es die Würdigung dessen, was Rom zu bieten oder zu drohen hatte, an sich rechtfertigen würde. Wenn Armin den anderen für das Vaterland zurückgewinnen will, so spricht er von heimischer Sitte, der alten Freiheit, den alten Göttern; wenn Flavus Ehre und Auszeichnung rühmt, die Rom zu vergeben hatte, so beruft er sich auf nichts weniger als materiellen Gewinn, der bestehen könnte. Hinter dürftigen Worten dämmert die gigantische Größe des fremden Reiches, seine Weltweite, die wandernder Sehnsucht und Abenteuerfreude keine Grenzen bietet, seine geordnete Macht, die wie die Verkörperung einer ewigen Idee das bloße Ungefähr germanischen Völkerlebens überragte. Und abermals mehr! Das alles, was der Blonde im Feindeslager anführt, ist mehr, als später dennoch nach Germanien eingeströmt ist und das meiste von dem, was Arminius verteidigte, hinweggespült hat — bis auf die Freiheit, bis auf den Urgrund, aus dem heimische Sitte trotz allem Wandel und Wechsel immer wieder aufstieg, es ist mehr als zivilisatorische Überlegenheit.

Alles, was auf dieser Ebene steht, ist im Grunde nur Bild und Beispiel, Gleichnis vielleicht eines anderen, einer Lebensform, die der germanischen irgendwie entgegengesetzt war und die auf diese dennoch überwältigend, aufhebend, betörend wirkt... Entrückt ist Flavius in ein fast willenloses Staunen, in eine Ergriffenheit, die er vor dem Bruder um so leidenschaftlicher hält, weil sie ihn — schmerzt.

O, diese Begegnung! Wie sie in dem zornigen Schrei nach Waffen und Kampf mündet, so ist es, als ob es zwischen den beiden so verschiedenen Einstellungen in Ewigkeit keinen Ausgleich geben könnte, und doch sind beide, die da gegeneinander stehen, eines Vaters und einer Mutter Söhne, Kinder eines Volkes, das der antike Berichterstatter, der uns auch diese Begegnung aufbewahrt hat, als „nur sich selber gleich“, als eine arteigene Reinheit begriffen hat. So ungeheure Gegensätze, wie sind sie zu erklären? Ein und dasselbe Erbgut, wie kann es so verschieden sich offenbaren, was hat die Natur getan, wenn sie in eines Volkes Adern so Widerwärtliches goß? Leichtfertig und unwahr wäre es, zu sagen, daß dieser Flavius aus der Art geschlagen sei. Seine Tat stempelt ihn zum Verräter, als den Armin ihn brandmarkt; sein Denken, seine Neigung, sein Hinüber sinken, seine Besessenheit erscheinen als schicksalhafter Anteil an seines Volkes Wesen.

Sichtbar als der erste an der langen Kette steht Flavius da, als der erste, nicht als der letzte. Nur immer deutlicher zeigt sich die Enthobenheit in eine innere Schau; je enger und vielseitiger die Beziehung zwischen den Germanen und dem Süden werden, desto deutlicher tritt eine tiefe Innerlichkeit im Erfassen des Fremden zutage. Wir hören von jener cimbrischen Gesandtschaft in Rom, die, um den Landhunger ihres Volkes nach Möglichkeit friedlich zu stillen, dorthin gekommen war. Man führt sie herum, man zeigt ihnen, womit Rom sich schon an hellenischer Kunst geschmückt hatte, unter andern die Statue eines alten Hirten, und der Cimber, nach seiner Meinung befragt, antwortet, nicht geschenkt möchte er solch einen Kerl haben. Einige Menschenalter später steht es so, daß Theoderich der Große Italiens Schönheit und Kunstwerke vor den Römern selber schützen muß und schützt. Es liegt so, daß Germanen — und nicht nur als Generale und Staatsmänner, ohne deren Leistung das Imperium längst früher gesunken wäre — Roms geistiges Gut verwaltet haben; man könnte Beispiel auf Beispiel häufen, um darzutun, wie sicher und fein es übernommen worden ist. Ist nicht oft genug nachgewiesen, und mit Stolz betont worden, daß die gerühmte italienische Renaissance sich aus germanischem Blute genährt hat. Und nirgends hat die Antike kongenialere Gestaltung gefunden als in der deutschen Klassik, bei Goethe etwa, der sich unter fremdem Himmel schlechthin als Grieche fühlte, demselben Goethe, dem wir — erinnern wir uns! — die zeitlose Verklärung des Doktor Faust verdanken, uns und aller Welt schlechthin Bild und Symbol deutschesten Wesens.

Nein, wo solche Versenkung möglich ist, geht es um mehr als bloße Entlehnung von allerlei Kulturgütern, die, wenn nicht belanglos, so doch beziehungslos, ohne innere Bindung kommen und vielleicht auch gehen

könnten, hier ist mehr als Schätzung und Würdigung, hier sind Verlangen und Sehnsucht und ein Schein von jenseits des Tages.

Arminius und Flavus — Fremdtümelei und Verrat wirft der Bodenständige dem Entwurzelten vor. Soll jenes entschuldigt, diesem das Wort geredet werden? Bedeutet es nicht innerste Bedrohung, wird nicht Erbe und Zukunft in Frage gezogen? Wenn nicht so leidenschaftliche Verstrickung als ein Teil, ein unabwendbares Los, eine natürliche Spiegelung des eigenen wahren Wesens hingenommen wird?

Natürlich steht die Berufung darauf offen, daß es eine völkische Abschließung nicht gibt, weder je bei irgendeinem Kulturvolke gegeben hat, noch geben darf. Verkapselung bedeutet früher oder später Verkümmern; alle Kultur ist Bewegung und kann nur durch Spannung in Gang gehalten werden. Wir sahen es auch bei den Germanen und den germanischen Völkern nicht anders, als daß sie allenthalben in beweglichem Austausch gestanden haben; ja, wir müssen feststellen, daß sie in der Aneignung des Fremden aufgeschlossener als unzählige andere Völker gewesen sind. Das ist eine Tatsache, die wegzudeuten vollkommen sinnlos wäre, wie man sie auch nicht wegwünschen oder grundsätzlich umzukehren versuchen darf, wenn man Erbigenschaften irgendwelche Konstanz beizumessen geneigt ist. Und dieser Leichtigkeit in der Bewältigung fremder Kulturgüter entspricht eine unleugbare Begabung, dergestalt, daß eines ohne das andere schlechthin undenkbar ist, eine Begabung, wie sie sich vielleicht nur noch bei den Hellenen wiederfindet, und die als Quelle deutscher Kulturgeltung doch kaum verstopft werden möchte. Aber neben ihr ist noch anderes verantwortlich zu machen.

Wo irgendwelche Reize besonders stark wirken, müssen immer zwei Fragen beachtet werden. Es kann der betroffene Gegenstand, die in Mitleidenschaft gezogene Person an sich ungewöhnlich empfänglich sein, kann diesem besonderen Reize vornehmlich offen liegen. Es heißt nur, diese Tatsache von der anderen Seite her ansehen, wenn man fragt, was in seiner Natur es ist, das ihn zu so besonderer Wirkung kommen ließ. Man kann das Problem auch so wenden, ob dieser Reiz als angemessen, vielleicht als förderlich gelten dürfe. Wenden wir diese Fragen auf unsern Gegenstand an, so wird man in dem ersten Falle sehr leicht zu einem Ergebnisse kommen, ja, man hat es bereits in der Hand, sobald man sich der erörterten Neigung gegen fremde Kulturererscheinungen erinnert. Aber man kann tiefer vorstoßen, wenn man diese Veranlagung in ihrem Wesen als Temperament genauer betrachtet. Man stößt auf jene Ungestilltheit, Unrast, Ruhelosigkeit, die kein Beharren auf irgendwelchem Besitz kennt, und, wie sie den Gang zum Abenteuer des Wagnisses begründet, auch das geistige Abenteuer ermöglicht, die in erhabenster Verfeinerung rastlosen Forscherdrang bedingt, die, keine Selbstverständlichkeit, kein Genügen kennend, den Träger zum „unbehaften Fremdling“ in der Welt des Gegebenen werden, ihn als unbequemsten Mahner vor allen Satten erscheinen läßt. Nehme man hinzu, wie sich mit dieser Unrast jene Leidenschaftlichkeit verbindet, die einen einmal betretenen Weg nur in stürmischem Drange nehmen, ein Problem nicht anders fassen,

als sich darin versenken kann, jene hartnäckige Hingabe, die sich verschwendet! Wie nahe steht sie doch jenem Zuge, von dem einer unserer Größten sagte, deutsch sein heiße, eine Sache um ihrer selbst willen tun, jener Treue, deren Bedingungslosigkeit dem kühl urteilenden Römer ein verständnisloses Kopfschütteln abnötigte.

Es ist zu verstehen, daß ein Volk mit solchen Eigenschaften stürmischer und fester als andere sich zu dem Zauber des Fremden neigen mußte. Aber mußte es denn, mußte es dieser Sünden sein, mit seinen dem Heimischen so jäh entgegengesetzten Erscheinungsformen? Ließen sich nicht andere Gegenstände darbieten? Waren es nicht Irrwege, die gerade auf dieses Ziel leiteten?

Man erschrickt vor der Frage, wenn man sieht, wie allgemein eben dieser Gang gewesen ist, wie er sich nicht nur über die Jahrtausende hin, sondern gerade da zeigt, wo man Deutscherheit lebhaftig vor Augen sehen möchte, in der Romantik etwa, die nicht weniger von diesem Sünden schwärmt, als die Klassik ihn erschließen wollte. Denn in der Tat, wo so allgemeine Bejahung ist, kann man nicht mit Zufälligkeit, mit Beiläufigkeit rechnen. Sahen wir doch, wie wohl die tiefe Gefährlichkeit dieses Südens erkannt worden ist. Jene haßdurchtränkte Verachtung, die Puitbrand zur selben Zeit gegen den Römer zum Ausdruck bringt, als sein Kaiser die Idee Roms zum politischen Programm des Volkes macht, dieses Grauen vor dem höllischen Verderben, das sich Italien nennt, bleibt bestehen. Als ein entsetzlicher Fluch erscheint das Rom, das da besteht, als die wüste, allverruichte Babylon unter Sachsen und Saliern und Stauffen bis in die Zeit des Verbrechens der Renaissance-päpste hinein. Und über diesen Abgrund aller Verworfenheit hinweg lockt es und fesselt es doch, was da unten geblüht hat. Das sollte nicht mehr sein, als sich in der jeweiligen Erscheinung offenbart?

Wir spüren es, wenn wir verstehen, daß es die Staatsidee ist, die von dort herübergenommen wird, und deren Aneignung eben damit als typisch wirkt. Denn nicht das Staatswesen, wie es in seinem bloßen Dasein vor Augen stand, galt es zu erhalten, das vielmehr, was durch die unvollkommene Verkörperung hindurchleuchtete, einen Begriff galt es zu erfassen, dessen Klarheit trotz aller Gebrochenheit kenntlich blieb. Das war eine Ordnung, eine gedankliche Lösung, Bewältigung eines chaotischen Urzustandes. In diesem Begriff lag das ewig Fehlende, Entbehrte, das, zu dessen Gestaltung die germanische Welt in sich noch nicht vorgedrungen war, eben das, was sich ihrer Eigenwilligkeit, ihrer schweifenden Unruhe als das absolut Andere gegenüberstand, der Gegenpol. War in jener Welt das schäumend ungebändigte Leben, so war hier die Norm.

Man dürfte sie als die Ruhe schlechthin ansehen. Diese Sättigung ist es, die aus der antiken Lebensform an sich spricht und ausspricht. Sie erwuchs im Süden aus dem sicheren Besitze der Fülle, sie erstand als eine bewußte Sinnahme des Gegebenen, als eine Bejahung, die aller Fraglichkeit enthoben schien.

Dies ist es, was allein auch jene Kunst erwachsen ließ, von der über alle Zeiten hin die edelste und feinste Bezauberung ausgegangen ist. Diese reine Schönheit

konnte sich nur dort verkörpern, wo Verweilen in der Anschauung walten konnte, das psychologisch eben nichts anderes als die bereitwillige Hinnahme des Seienden, des Lebens, der „schönen, freundlichen Gewohnheit“ ist. Fassen wir aber diese so erstandene Formenwelt nach ihrer Gestaltung auf, so offenbart sich in ihr derselbe reine Logismus, der die Staatsidee beherrschte. Hier wie dort ist es der Schimmer einer wahrhaft kristallinen Klarheit, die überwältigt.

Aber spricht sich in dieser reinsten Sublimierung das Fremde und darum Zerstörende nicht nur noch deutlicher aus, als in den einzelnen wechselnden Erscheinungen? Ist sie denn annehmbar, ist sie wünschenswert, diese All-durchsichtigkeit? Nun, hier aus diesem Gegenpol bricht die stärkste Spannung hervor, die sich auf das ursprünglich Heimische auswirken konnte, der stärkste Antrieb, der dessen gewaltige Kräfte bewegen, sammeln und damit stärken konnte. Und leicht erkennt sich, wie in dieser Art der Entgegensetzung, im gegebenen und bleibenden Gegensatz, das anscheinend Zerstörende höchstes Leben wird.

So nämlich liegt es, daß diese letzten Dinge in besonderer Weise, daß sie so ergriffen wurde, wie es der germanischen Art entsprach. Forderungen bleiben sie, Ideale. Nichts ist hier von jener alles begreifenden Selbstverständlichkeit; nicht die Beruhigung, nicht die Ruhe der Gewißheit wird übernommen. Es bleibt vielmehr jenes rastlos bohrende Suchen, das sein Ziel nur höher rückt, es bleibt jene Ahnung, die hinter den Dingen erst das Wesentliche erfühlen will. War es etwa damit getan, daß der Staat als eine Form aufgenommen wurde? Leben strömte in sie ein, jene fanatische Hingabe, die im Dienste des Ritterordens bereits eine seltene Verklärung annimmt, die von da über den preußischen Gedanken hin Vorbildlichkeit deutschen Beamtentums erzeugt. Und ist die Schönheit künstlerischen Gebildes ein gegebenes Anundfürsich geworden? Man sehe, wie die Ästhetik des deutschen Idealismus sich ruhelos verzehrt, um eben hier ein Unfaßliches zu erfassen! Das ist bezeichnend; denn es ist uns nicht gegeben, in der Erscheinung zu beharren. Es bleibt ein Fasten über den Schein nach etwas, wovon auch das Schönste nur ein Abbild ist. Zutiefst im Herzen des Vollendeten glüht ein inbrünstiges Licht, das Unerfüllbarkeit heißt.

Das ist nicht mehr das, was der Süden uns gab. Was wir nahmen, ist ihm abgerungen, es ist unbedingt und erdfrei geworden. Ja, er zeigte uns Pfade, an denen wunderfame Weiser standen, er gab uns Bilder, die verlangten nach Deutung. Unsere Sehnsucht hat jene Pfade gesucht, hat die Bilder erschaut; sie ging weiter.

Dürfen und können wir rechten, warum Ewiges den Weg über die Lande da unten, über den Süden nahm? Nimmermehr. Wollen wir die Steige abbrechen? Immer wird unsere Sehnsucht sich, aus dem Tiefsten unseres Wesens aufbrechend, an den Offenbarungen der gestalteten Erscheinung neu entzünden, und eben indem sie Sehnsucht bleibt, kann sie uns Erfüllung werden.

Schlesisches Kunstschaffen *)

Von Günter Will

Schlesien! Wer denkt bei diesem Namen nicht an die blauen Bergketten, an die Heuscheuer und das Eulengebirge, an die Züge vom Mährischen Gesenke bis zum Iserkamm, und endlich, wer vermag sich den landschaftlichen Reizen, den phantastisch monumentalen Eindrücken des Riesengebirges zu entziehen, das mit seinen Gipfeln hineinragt in die Welt der großen Natur, während die weiten Täler dem schauenden Wanderer immer wieder neue Überraschungen der Lieblichkeit und Größe in üppiger Verschwendung darbieten. Sagen wissen zu berichten von dem Glanz des Rittertums, zahlreiche Bauten und Burgen des Barock und Rokoko, der Romantik, Gotik, Renaissance und ihrer Wiedergeburt kündeten von vergangenen kulturellen Blütezeiten. Künstler aller Gattungen, Dichter, Maler, Bildhauer, Architekten und Musiker schöpfen zu ihrem Schaffen aus dem unergründbaren, quellenden Born wunderbarer Naturpracht, denn Schlesiens Natur ist unter allen Gaben die köstlichste. Und doch ist es nur ein kleiner Teil des deutschen Sechzig-Millionenvolkes, der sich ganz und gar in Schlesien auskennt, der die Mystik dieses vollkommen in sich begrenzten Landesteiles zu erfassen versteht. Unsern Brüdern aber im Süden und Westen erscheinen wir nur zu oft in fast märchenhafter Ferne. In unserem Bemühen soll es liegen, dieser Verständnislosigkeit zu begegnen, und deshalb wollen wir unsern Brüdern drinnen und draußen von unserem Schlesierlande erzählen.

Schlesien will als völlig eigenes Land gesehen werden. Seine kulturelle Bedeutung ist größer, als vielleicht die meisten ahnen werden. „Das zehnfach interessante Land“ — wie Goethe es nennt — hat aber nicht nur von den Kulturgütern des übrigen Deutschland gezehrt, sondern genug starke Eigenwerte aufzuzeigen, die als überaus pulsierende Triebkräfte eminente Bedeutung für die Gesamtkultur unseres Vaterlandes haben.

Unser Schlesierland ist der Raum starker Gegensätze und mannigfaltigsten Lebens, aber auch der Spielplatz mannigfacher Geschicke. Mag auch die Willkür fremder Machtpotenzen Lücken in das kulturelle Leben gerissen haben, niemals aber haben fremde Gewalten vermocht, Schlesien geistig in die Knie zu zwingen. Niemals ist es in der geschichtlichen Entwicklung Schlesiens vorgekommen, daß der schlesische Mensch seine urwüchsige Unverbrauchtheit, seine quellende Natürlichkeit aufgegeben hätte. Für unsere Heimatprovinz ist es gerade bezeichnend genug, daß sie es war, die den Mut und die Lust zu neuen Liedern fand, während noch die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges zum Greifen deutlich vor Augen standen. Männer wie Martin Opitz, Friedrich von Logau und Andreas Gryphius erhoben damals ihre Stimme zu tiefster Innigkeit und göttlichem Ernst. An

*) Auf Grund der förderlichen Zusammenarbeit des Kulturamtes der Hauptstadt Breslau mit den „Schlesischen Monatsheften“ stellte das Kulturamt obigen Aufsatz zur freundlichen Verfügung.

dem Maß der Zeit gemessen, gehörten diese Schriftsteller damals zu den großen Dichtern, denn Deutschland brauchte in jener Epoche gesinnungsstarke Persönlichkeiten, die ein Volk auch geistig zu führen verstanden. Stolz sind wir Schlesier deshalb, daß Schlesien gerade dazu auserkoren war, solche Führer dem deutschen Lande entbieten zu können. In der Folgezeit schufen dann unermüdetlich die Mystiker Jakob Böhme, Czepko von Reigersfeld, dessen dichterische Größe erst in der Neuzeit gebührend anerkannt wurde — seine meisten Dichtungen liegen heute noch handschriftlich in den Bibliotheken vergraben —, Angelus Silesius (Johann Scheffler) und Christian Günther.

Als Schöpfer wunderbarer Liedkunst und träumerischer Novellistik, die den Hauch zauberischer Landschaftsmalerei atmet, ist der Oberschlesier Joseph Freiherr von Eichendorff zu nennen, dessen unvergängliche Erzählungen „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und „Mozart auf der Reise nach Prag“ auch heute noch nichts von dem köstlichen Reiz beschaulicher Romantik eingebüßt haben. Später begegnen uns noch Gustav Freytag, Karl von Holtei, Hermann Stehr, Otto Julius Bierbaum, Paul Barusch, der Dramatiker Eberhard König und die Erzähler Hans Christoph Raergel und Paul Keller, Kunstschaffende, die unserem Volke viel zu sagen hatten und innerhalb dieses begrenzten Rahmens unbedingt erwähnt werden müssen, wiewohl auch die Beschäftigung mit den übrigen schlesischen Dichtern für das Kunstschaffen Schlesiens von großer Aufschlußfähigkeit sein dürfte.

Auch über Schlesien brauste der Sturm kultureller Rückentwicklung dahin. Dichtkunst, Musik, Malerei, Architektur und Theater verloren vollkommen die Bindung mit dem wahren Geist echter Kunst. Selbst die Sprache blieb von Verschandelungen nicht verschont. Sie zeigte sich in der Verzerrung der deutschen Sprache, deren Farbtonung sich bis zur Undurchsichtigkeit steigerte. Überall entstanden unmögliche und absurde Neubildungen von Worten. Die ursprüngliche Wortbedeutung wurde verschandelt, die grammatischen Gesetze mißbraucht. Dem Stil fehlte der Ernst der Gesinnung. Männlichkeit und Stärke, Tiefsinn und Schicksalsbereitschaft; gehobenes Selbstbewußtsein und hohe Auffassung vom Sinn des Lebens, vom Beruf und der Berufung des Menschen waren verschwunden. Das Streben nach Harmonie und Ordnung, nach plastischer Begrenztheit und Symmetrie mußte einer bis ins Uferlose gehenden phantastischen Gedankenleere, einer sinnlosen verstümmelten Knappheit in der Stilistik, einer Vergewaltigung aller lebendigen Natürlichkeit weichen.

Der Kunst trat man mit Abgestumpftheit gegenüber, ja man stellte ihre Notwendigkeit sogar in Frage.

Nun hat aber der deutsche Geist seine mächtigen Schwingen zum Fluge nach lichten, sternumglänzten Höhen erhoben. In Schlesien ist es der Dichter Kurt Heynicke, der — 1919 mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet — ein furchtbares Naturgeschehen — die Schlagwetterkatastrophe der Wenzeslausgrube in Neurode (Eulengebirge) — in das Gewand eines packenden Thingspiels

kleidet und den starken Niederschlag aufzeigt, den Naturgeschehen — Volk, Kunst — in erhabener Bindung jemals darstellen konnte.

„Ewig ist nur ein Verschulden,
Zweifeln an der eignen Kraft.
Starkes Volk muß Strengstes dulden,
So wird Not zur Leidenschaft.“

Deutlich wird in diesen Versen der geistige Umschwung unserer Zeit sichtbar, der gleichzeitig bezeichnend für die Lebenshaltung des Schlesiens ist. Die Sprache steht vollkommen auf dem Boden des Gemeinschaftsgefühls in volkhafter Gebundenheit.

Waldemar Glaser errang mit seinem kernigen, packend geschriebenen Roman „Ein Trupp SA.“ Anerkennung weit über Schlesiens Grenzen hinaus. Dieser fesselnde Roman ist das Vermächtnis eines jungen Dichters, der den Kampf der nationalsozialistischen Bewegung zutiefst miterlebt hat. Die Struktur des Werkes weist überall ein homogenes Gewebe rein deutscher Gedankengänge auf, die in einem flüssigen und dennoch besinnlichen Stil niedergeschrieben sind und eben ihrer eindringlichen, eigenwüchsigen Gestaltung wegen dem Leser ein gutes Stück Kulturgut vermitteln.

Aber auch die anderen Zweige der Kunst weisen einen durchaus spürbaren Auftrieb auf. Dem Leben abgelassene Landschaftsmotive, tief empfundene Stilleben, kraftvolle Charakterstudien gehören heute nicht mehr zu den Seltenheiten. Aus der Erde, aus der Natur wächst die Kunst wieder empor mit der eindringlichen Deutung zum Schöpfer der Welt.

Erst in der neueren Zeit tritt Schlesien mit maßgebenden Musikern hervor. Vornehmlich wäre da Richard Weß in Betracht zu ziehen; einsam und auf steiler Höhe steht er in seinem Kunstschaffen, den Blick nach innen gewandt und weltabgekehrt, auf eigenem Wege jedes Epigontum meidend.

Frohsinn ist die Art des Schlesiens, überall klingt Gesang, unaufhörlich strömt die Freude aus dem Herzen. So wären neben Richard Weß eine große Zahl Tonerschöpfer aufzuzählen, die schlesische Wesensart mit eigenerschöpferischem Sinn in beredte Form zu kleiden wußten und damit für den schlesischen Gedanken im Reich warben.

Nach all den vernichtenden Wehen hat sich die gesamte Kunst zu einem Idealrealismus durchgerungen, der mit beiden Füßen fest in der Erde verwurzelt ist und dennoch nach den Sternen greift.

Das Kunsthandwerk steht ganz im Banne dieses geistigen Umschwungs; Form und Stil lehnt sich an altgermanische, alt- und mittelhochdeutsche Motive an. Und wie erfreut ist der Kunstliebhaber, eine Handarbeit mit der künstlerischen Ausgestaltung der bekannten Verszeilen

„Du bist min, ich bin Din“

anzutreffen oder aber zum Vorwurf eine Gestalt des neuen Testaments. Damit ist aber das „Schlesische Kunstschaffen“ noch lange nicht erschöpft. In der ganzen Welt ist schlesisches Kristall wohlbekannt. Kürzlich erst wurde ein Tafelservice aus Bleikristall für 50 Personen für das jugoslawische

Königshaus geliefert. Die kostbaren Glasachen wurden im sogenannten Hohleckschliff in den Reinerzer Kristallglaswerken hergestellt. Ein schöner Beweis für den tiefen Kunstsinne und die hochstehende Kultur Schlesiens.

Überall fast weiß man schlesische Webwaren, Holzschneidereien und andere Kunstzeugnisse zu schätzen. Der praktische Kunstgedanke paßt sich den Lebensnotwendigkeiten engstens an, um auch hier die Schönheit der Kunst hervortreten zu lassen und die Liebe zu ihr zu stärken. Das krankhafte Suchen nach immer neuen Formen und moderner Bauentwicklung scheint endgültig überwunden.

Anheimelnde bauliche Innenausstattung führender schlesischer Architekten weichen endgültig der sogenannten „Neuen Farbenkultur“ und „Veredelung der Form“. Auch den knappsten Wohnraum, den Einwohnerraum, weiß der schlesische Architekt künstlerisch zu wandeln.

Schlesische Orgelbauer und Glockengießer genießen weit über die Grenzen unserer Heimatprovinz ungeschmälerten Ruhm.

In großen Zügen haben wir auf verschiedenen Gebieten das „Schlesische Kunstschaffen“ kennengelernt, das von regster Lebenskraft in dauernder Aufwärtsentwicklung zeugt.

Kultur ist Dienst am Volk, das Theater ihr berufener Mittler. Dieser Leitgedanke ist für die kulturelle Aufbauarbeit in Schlesien richtungsweisend und hat besonders unter der nationalsozialistischen Führung seinen lebendigen Ausdruck und seine stärkste Förderung bei den amtlichen Stellen gefunden. Jede größere Provinzstadt verfügt über ein Theater; wo sich aus wirtschaftlichen Gründen ein solches Kulturinstitut nicht herrichten ließ, tragen drei Wanderbühnen Sorge für die Belebung und Aufwärtsentwicklung des Kunstschaffens in jenen Städten. Zu erwähnen ist hierbei, daß die Deutsche Bühne als Vorläuferin der NS.-Kulturgemeinde von Breslau ihren Ausgang genommen hat.

Das kulturelle Leben der Provinz hat seinen Sammelpunkt in der schlesischen Hauptstadt Breslau. Die „Schlesische Philharmonie“ besitzt einen Klangkörper, der mit den Orchestern anderer maßgebender Kunststädte im Reich durchaus in Wettbewerb treten kann. Auch die künstlerisch wertvollen Leistungen der Theater der Stadt Breslau, der „Deutschen Oper“, der beiden Schauspielbühnen und des Schauspielhauses als reines Operettentheater dürften einem Vergleich mit den Erfolgen größerer Bühnen standhalten.

Museen und zahlreiche Ausstellungen aller Kulturzweige zeugen von der Lebendigkeit künstlerischer Tradition.

Das städtische Kulturamt hat es zu seiner Hauptaufgabe gemacht, das gesamte Kulturleben der Stadt unter einheitlicher nationalsozialistischer Leitung auf das stärkste zu fördern. Es gibt Anregung zu neuem kulturellen Schaffen und unterstützt Bestrebungen jeder Art, die der kulturellen Erneuerung dienen. Sein Ziel ist, Breslau zum Kulturmittelpunkt des deutschen Südostens zu machen.

Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Abhandlung sein, das Kunstschaffen in unserer Grenzmark Schlesien, die ihrer Lage wegen besonders hart um deutsche, eigenschöpferische Kunst zu ringen hat, auch nur annähernd zu würdigen. Aufgabe dieser Zeilen war es vielmehr, das Interesse für Schlesiens Kunstleben zu wecken und zu vertiefen, zu zeigen, daß Schlesien nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf kulturellem Gebiet ein wichtiges Glied unseres deutschen Reiches darstellt.

Ein Kübezahlerzähler

Johann Karl August Musäus zum Gedächtnis

Vor 200 Jahren, am 29. März 1735, erblickte Musäus das Licht der Welt. Jena war seine Geburtsstadt, aber bald siedelte die Familie nach Eisenach über. Größere Reisen als diese erste begegnen auch später nicht im Leben den bescheidenen Menschen. In Jena studierte er Theologie, in Weimar wurde er Pagenhofmeister. Als Gymnasialprofessor der Musenstadt führte er ein stilles, zurückgezogenes Gelehrtenleben. Der Hof der Herzoginmutter, der Umgang mit dem jungen Herzog Karl August, mit Wieland, Herder und Goethe erfüllte ihn nicht so sehr, wie man es erwarten sollte. Bücher und Blumen, Hausstand und Garten waren seine Welt. Dem kleinen Eigentum auf der Altenburg bei Weimar galt seine ganze Sorgfalt. Eine Sehenswürdigkeit wurde die Blütenpracht in diesem behaglich heiteren Bereiche. Hier schrieb Musäus im Gartenhäuschen seine gern gelesenen Bücher. Hier führte er Tagebuch über Regen und Sonnenschein, über Freuden und Leiden eines Naturfreundes. Höchst eigenartig, humorvoll wirken heute die Zeilen, wenn er etwa im Dezember vor 150 Jahren niederschreibt: „Der Herbst hat also 21 schöne sommerreiche Tage gehabt, die zum Gartengenuß brauchbar gewesen sind; doch sind verschiedene halbe Tage, wo die Witterung sich geändert und der heitere Horizont mit Nebel bedeckt worden, nicht mitgezählt, weil sie sich zu schönen Tagen nicht vollkommen qualifiziert haben.“ Vom Innenleben des Schriftstellers erfahren wir nur wenig in diesen Aufzeichnungen. Nüchtern ist alles dargestellt. Man spürt darin ebenso wie in den vergessenen Romanen das Ablehnen jeglicher Schwärmerei. Musäus liebte die Schlichtheit des einfachen Mannes, er liebte das Sinnen und Trachten des Volkes.

Darum lebt er noch heute durch sein letztes Werk, durch die „Volksmärchen der Deutschen“. 1786, im Todesjahr Friedrich des Großen, wurde die reiche Sammlung beendet. Der Verfasser hat seine Welt des Bürgerlich-Behaglichen hier überall aufleuchten lassen. Jean Paul spricht einmal von der „sich selber belächelnden Hausväterlichkeit“ des Musäus. Die Volksmärchen atmen immer wieder diesen Geist. Gewiß, sie haben Spießiges, Plattes, lehrhaft Trockenes an manchen Stellen. Da findet man bestätigt,

was Goethe an Frau von Stein schrieb: „Wie ist's noch gestern im Garten gegangen? Ich habe mir ebenso durchgeholfen. Oeser war gar lustig, Herder gut, Wieland gesprächig, Musäus gutmütig und platt wie immer.“ Aber was bleibend an den Märchen ist, kommt selbst in diesem ablehnenden Urteil zum Ausdruck. Sie verraten eine echte Gutmütigkeit. Wieland spricht bei der veränderten Neuausgabe nach dem Tode des Musäus von „naiv-witziger und gutmütig-schalkhafter Laune“ des Verfassers. Dieser Freund des Erzählers betont mit Recht: „Sie werden unter den Unterhaltungsschriften, welche die Jugend ohne Schaden und vielmehr mit Gewinn für Kopf und Herz lesen kann, ihren wohlverdienten Platz nie verlieren.“

Das gilt vor allen Dingen von den im zweiten Bändchen enthaltenen „Fünf Legenden vom Rübezahl“. Die Bezeichnung Legende ist nicht passend für diese Geschichten. Damals bestand keine scharfe Unterscheidung von Märchen, Sage und Legende. In neuen Ausgaben hat man darum bisweilen eine andere Überschrift gewählt. Der Inhalt bleibt davon unberührt. Er entspricht ganz den übrigen Sagen aus Rübezahls Reich. Nur wenig hat der Verfasser selbst erfunden; seine Quelle war namentlich das Buch des Leipziger Magisters Hans Schulze, der sich in seinen Schriften Johann Prätorius nannte. Joseph Klapper sagt in seiner „Schlesischen Volkskunde“: „Er nutzte die Wundersucht seiner Zeitgenossen aus, um unter Rübezahls Namen die tollsten Stücke alter Volkserzählungen mit eigenen Erfindungen zu vereinen und in den Jahren 1662 bis 1672 zu veröffentlichen. Dieses Gemisch echter und verfälschter Sage hat dem Rübezahl Weltruf eingebracht.“ Auch Weimars vielbeliebener Professor beschäftigte sich mit den Büchern von Prätorius und gab ihren besten Geschichten eine neue Gestalt. Oft hat man darin die Sprache, den anheimelnden Erzählton gerühmt. Hier ist Musäus ein rechter Vorläufer der Gebrüder Grimm. Beim Sammeln und Aufzeichnen der Volksmärchen wählte er ähnliche Wege. Schon Rotzebue erzählt, „daß er eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her versammelte, sich in ihre Mitte setzte und von ihnen . . . vorplaudern ließ, was er so künstlich nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Strafe herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Märchen erzählen und bezahlte jedes Märchen mit einem Dreier“.

Die „Fünf Legenden vom Rübezahl“ atmen oft diese kindliche Einfalt und Leichtigkeit, die Unmut und den Reichtum an Farben und Bildern. In ihnen erreicht Musäus den Höhepunkt seiner Erzählkunst. Er verband die Geschichten zu einer Einheit, die man auch bei neuen Ausgaben nach Möglichkeit erhalten sollte. Die Geschehnisse verdeutlichen, was am Anfang gesagt wird: „Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar, bengelhaft, roh, unbefehden, stolz, eitel, wankelmütig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt . . ., schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam, nach der Stimmung, die ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Dinges ergreifen läßt.“ Das sind die Kennzeichen des Berggeistes bis zum heutigen Tag. Musäus fand die Worte, die jung und alt unvergeßlich sind. Durch ihn erfreuen die Rübezahlgeschichten ganz Europa. So wurde Wahrheit, was Herder in seiner

wundervollen Trauerrede für den Weimarer Gymnasialprofessor aussprach: „Die Fröhlichkeit Deines Geistes wird in vielen Deiner Schriften zur Ehre Deines Namens fortleben.“

Auch die bildende Kunst nahm sich der schönen Erzählungen an und bereicherte sie durch köstliche Illustrationen. Bildnisse des Musäus gehen oft den Sammlungen voraus. Unter ihnen verdient die von dem Hofbildhauer Klauer modellierte Büste besondere Beachtung. Dieses vor 150 Jahren gefertigte Kunstwerk erfreut durch gleich lebensvollen Ausdruck wie die besten Goethebüsten des Meisters. Musäus blickt mit heiter-offenem Auge in die Welt. Seine hohe Stirn, eine breite Nase und ein zufriedenes Lächeln geben dem Gesicht das Gepräge. Behäbigkeit und Freundlichkeit sprechen aus allen Zügen.

Gerade diese bürgerliche Behaglichkeit war auch bei Zeichnungen zu den Rübezahlgeschichten angebracht. Keinem gelang die innere Harmonie von Wort und Bild so gut wie Ludwig Richter. Diese Zeichnungen gehören zum Besten, was der freundliche deutsche Maler überhaupt gestaltete. „Richters Rübezahl ist kein wilder Jäger oder Wotanswanderer, sondern eine Art Nikolaus, der hinter der Kute die Äpfel und Nüsse versteckt hält, dem es Spaß macht, zu erschrecken, um dann die ausgestandene Angst gutmütig zu belohnen.“ So urteilt Günther Grundmann in seinem Buch „Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik“. Deutlich geht die geistige Verwandtschaft von Musäus und Richter daraus hervor. Zufriedenes Träumen, schlichtes Bürgertum und deutsche Schalkhaftigkeit sprechen aus allen Blättern. Der Zeichenstift hält fest, was eben im Erzählerton spürbar war. Freilich, das Ungezüme und Rohe, das Störrische und Kalte des Berggeistes begegnet nicht in den Bildern. Erst Max Slevogt fand hierfür bereiten Ausdruck, als er Zeichnungen zu der neuen Rübezahl-Ausgabe von Christian Morgenstern schuf. Hier ist der Berggeist oft ein gewaltiger Dämon, der Furcht und Schrecken verbreitet. Man mag die Zeichnungen von Richter und Slevogt vergleichen, man mag nur die Textgestaltung durch Wieland und Morgenstern gegenüberstellen, so offenbart sich der ganze Reichtum des Musäus. Er ist heute ebenso unererschöpflich wie bei der Niederschrift der Volksmärchen, besonders beim Erzählen der Legenden vom Rübezahl.

Dr. Arnold Wienicke.

Des Schlesiens Wochenblatt ist und bleibt die

Schlesische
Donnerstagspost

die größte illustrierte parteiamtliche Wochenzeitung Ostdeutschlands

Verschiedenes · Schrifttum

Musik und Malerei

Unter dieser Überschrift fand am 10. Februar im Schlesischen Museum der bildenden Künste eine Feierstunde statt. Sie bot etwas ganz Neues. Der Gedanke stammt von dem Rustos Dr. Marx. Er ist deshalb so begrüßenswert, weil Kunsterziehung in keiner besseren Form vermittelt werden kann. Nun ließe sich sowohl ein Nebeneinander- als auch ein Miteinandergehen denken. Miteinander, wenn die Musik die bildende Kunst gleichsam vertont, nebeneinander, wenn neben Stilproben der Malerei Musik aus derselben Zeit, unabhängig von den gezeigten Bildern, vermittelt wird. Im Grunde genommen müßte die Wirkung dieselbe sein, da Kunst, ganz gleich welcher Art, Ausdruck des Zeitgeistes ist. Und doch gab es zu jeder Zeit ganz verschiedene Menschen, solche, die derb, solche, die lyrisch veranlagt, solche, die grüblerisch-philosophisch, solche, die religiös, die ernst, die heiter veranlagt sind. Die Zeit zwang wohl hin und wieder die schaffenden Künstler zur Unterdrückung ihrer persönlichen Art. Die Starken jedoch blieben sich treu. Und damit war die Verschiedenheit gegeben. Also nicht jede Zeitmusik paßt zu jedem Zeitgemälde. Daher ist es wertvoller, wenn die Zusammenstellung so getroffen wird, daß das, was uns das Bild zeigt, in der Musik weiterklingt bzw. vertieft wird. Es eröffnen sich so ungeahnte Möglichkeiten durch die Erfindung der Schallplatten und des Grammophons. Der Vortragende, Dr. Matzke, wies daraufhin, daß die bildende Kunst durch gute Reproduktionen in jedermanns Besitz gelangen könne, anders sei es mit der Musik, da Noten allein nicht genügen. Zur mittelalterlichen Musik gehörten auch die entsprechenden Instrumente. An praktischen Beispielen wurde der Beweis gebracht. Man lernte die Samba, die Bratsche, die Viola d'amore, das Portativ und dergleichen in ihren Klangwirkungen kennen, sowie Werke alter Meister. War nun diese Musik nicht langweilig, eintönig, hart, steif?

Auch Musik vermag durch Bilder zugänglicher gemacht zu werden. Der Raum war entsprechend gewählt worden. Vor den Zuhörern hingen jene harten, steifen, ersten Kunstwerke des Mittelalters. Es erklangen Kompositionen von Thomas Stoltzer, der von 1450 bis 1526 gelebt hat. Das Zusammenwirken von Musik und bildender Kunst gab eine seelische Einstellung, wie sie wertvoller nicht zu denken ist. Aus den leblosen Figuren wurden handelnde und sprechende Menschen. Das schritt würdig und ernst einher, da ruhten Gestalten in unzeitgemäßen Gewändern, die aus der Bibel vorlasen, da beugte sich liebend die Mutter Gottes über den Welterlöser. Wir hören ein „Kyrie eleison“ und „Gott sei mit dir“. Ein Tonfilm edelster Art erfährt unser Innerstes.

Warum trugen die Minnesänger ihre Dichtungen nicht ohne Instrumentalbegleitung vor? Warum im Gottesdienst soviel Gesang und Orgelspiel? Warum hat man erst so spät erkannt, daß auch die bildende Kunst des Malers und Bildhauers sich musikalisch übersetzen ließe? Der neue Weg ist geeignet, aus einem Museum mehr zu machen als eine würdige Grabstätte, als einen Speicher, als eine Bibliothek des Wissens. Jetzt soll es zu einer Stätte der Besinnung und Erbauung werden. Wenn darin Schlesien wieder einmal im Reiche voranginge, so wäre das sehr erfreulich. Wer an dieser ersten Feierstunde teilgenommen hat, der erwartet mit Spannung die Fortsetzungen, die alle vierzehn Tage erfolgen sollen. Genannt seien Romantiker und Menzel (Musik von Schumann, Schubert, Beethoven, Reichardt, C. M. von Weber), Kokoko (Musik von Bach, Mozart, Händel, Dittersdorf), Böcklin (Lieder von Wolf, Brahms, Liszt, Pfitzner) und der Barocksaal (Chöre von Senfl, Walter Gibbons, Dufay und andere). Wenn auch der Besuch verhältnismäßig gut zu nennen war, so hält er doch noch keinen Vergleich aus mit Kino und Sportveranstaltungen.

Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 / Ruf 279 39

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des H.-B. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ähnl. Veranstaltungen.

Wann sind wir so weit, daß der Andrang nicht zu bewältigen sein wird? Und soll nur der Großstädter so Kunst genießen? Es wäre sehr zu empfehlen, daß Vortrag und Musik auf Schallplatten aufgenommen würden. So wäre die Möglichkeit auch für den am entlegensten Ende lebenden Volksgenossen gegeben, sich neben einer Mappe von Reproduktionen unserer Großen in der bildenden Kunst eine Mappe von dazugehörigen Schallplatten anzuschaffen. Eines würde so viel schneller wieder Allgemeingut werden, nämlich die richtige Einstellung zur Kunst überhaupt, die im Streit darum abwegig ist und war, ob ein Bild wertvoller sei, das mit spitzem oder breitem Pinsel gemalt, das lasierend oder pastös, das naturgetreu oder als freie Komposition geschaffen wurde, ob das wertvoller sei, das in grellen, leuchtenden oder in gebrochenen Tönen gemalt ist. Endlich wird sich so die dürereise Auffassung wieder

Vahn brechen, die die einzige richtige und unveränderliche ist, nämlich die, daß dem Künstler die Aufgabe zufällt, die Kunst (also die Poesie, der geheime, göttliche Zauber, der alle Dinge umgibt) aus der Natur herauszureißen. Der Laie hat dabei den Gewinn, daß auch er lernt, die Welt mit Dichter-, mit Künstleraugen zu sehen, damit sich einen Reichtum schaffend, der nichts mit materiellen Dingen zu tun hat und der doch ein Leben erst lebenswert macht. Diese Erziehung kann bei der Neuformung des deutschen Menschen nicht weggedacht werden. Freilich sind Brot und Kartoffeln erstes Erfordernis, dann aber nicht vergessen, daß der Mensch auch eine Seele besitzt, die ernährt werden muß, wenn sie nicht verhungern soll. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“, das gilt als Kennzeichen für den Grad der Ernährung auf seelischem Gebiete.

P. R. Sommer.

Entwicklung und Bedeutung der Handwerkerschule Breslau

In den folgenden Zeilen soll nicht etwa ein beschauliches Bild vom Wirken und von den Einrichtungen in der Handwerkerschule (ehem. Handwerker- und Kunstgewerbeschule) gegeben werden. Wir wollen vielmehr untersuchen, welche Entwicklung das Handwerk und das Kunstgewerbe in der Hauptstadt des deutschen Südoftens genommen hat und noch nehmen wird. Im Jahre 1791 bestand in Breslau eine „Provinzial-Kunstschule“, aus der 1800 eine „Kunst-, Bau- und Handwerkerschule“ entstand. Im Laufe der nächsten 100 Jahre erfolgte eine Teilung: zuerst die Abtrennung der Baugewerkschule mit dem Zeichenlehrerseminar, dann die städtische Handwerkerschule, welche sich bald gesondert von der Fortbildungsschule entwickelte und durch die schlesischen Meisterkurse ergänzt wurde. Der immer wachsende Aufgabenkreis konnte also schon räumlich nicht mehr in einem Gebäude bewältigt werden, und dabei ging auch die gemeinsame Ausbildung und die Übersicht verloren. Man versuchte in der Folgezeit dieser Auseinanderentwicklung von zwei Seiten entgegenzutreten. Man erkannte einmal das Handwerkliche als Grundlage und Voraussetzung jeder Kunst — Kunst kommt von Können —. Deshalb nahm die Kunst- und Kunstgewerbeschule den Werkstoff des Hand-

werks immer mehr für sich in Anspruch. Andererseits sah man ein, daß die allzu starke Betonung des Handwerklichen in öder Mechanisierung enden muß. Aus diesem Grunde entstand in der Handwerkerschule ein stärkeres Streben nach künstlerischer vervollkommnung. So wurde 1910 aus ihr die „Städtische Handwerker- und Kunstgewerbeschule“, aus ersterer 1911 die „Staatliche Akademie für Kunst und Kunstgewerbe“. Das Verhältnis der beiden Anstalten zueinander war denkbar schlecht. Man kam zu keiner Einigung, führte einen Zeitungskrieg — ja es kam sogar soweit, daß der Direktor der Akademie 1931 die Auflösung der Handwerker- und Kunstgewerbeschule beantragen konnte. Diese hatte auf der bekannten Werkbundausstellung der „Wund“ in Breslau einen gewissen Höhepunkt ihres Schaffens erreicht, litt aber unter erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Vor allen Dingen wurden die räumlichen Verhältnisse immer unzulänglicher.

Während diese Anstalt eine gute Tradition sowie kräftigen Lebens- und Stilwillen zeigte, ging die Kunstakademie nur allzu sehr mit ihrer Zeit mit. Sie besaß keine Richtung, experimentierte, huldigte dem Individualismus und verfiel einer volksfremden Kunst.

Decorationen
Stores
Tapeten

Schneider & Wolf

Stoffe für
Decorations
und Bezug

Tel. 27185

Breslau 1, Schweidnitzer Straße 21/22

Tel. 27185

Es würde zu weit führen, den Machtkampf zwischen den beiden Anstalten in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Er war unerfreulich und endete damit, daß 1931 mehrere Abteilungen der Handwerker- und Kunstgewerbeschule abgebaut und 1932 die Kunstakademie bis auf einige Meisterklassen aufgelöst wurde. Der Vorschlag von Direktor Wolf, welcher die Aufgaben und die guten Kräfte beider Anstalten in einer „Schlesischen Schule für Handwerk und Kunst“ zusammenfassen wollte, war schon vorher abgelehnt worden. Gegen Ende des Jahres 1932 erhielt die städtische Anstalt das Übergewicht, mietete zwei Drittel der Räume der Akademie, und nun begann endlich die Stadt mit der Instandsetzung des Gebäudes. Doch auch diese Lösung sollte an der Querköpfigkeit der verbliebenen Professoren an der aufgelösten Akademie scheitern. Sie hatten schließlich etwas gefunden, woran sie einhaken konnten: Und zwar war das die fehlende Unterschrift eines inzwischen gegangenen Kultusministers. Die Raumverhältnisse blieben also weiterhin ungünstig, und im Jahre 1933 begann von neuem der Kampf um die Existenzberechtigung und den Wiederaufbau beider Anstalten.

Leider jedoch wurde nichts getan, um die räumlichen Bedingungen zu verbessern. Der Charakter der Schule änderte sich vollends. Durch ministeriellen Erlaß wurde ihr Name in Handwerkerschule umgeändert und dementsprechend Aufbau und Ausbildung neu geregelt. Dies hatte seine Berechtigung, denn das Kunstgewerbe wurde ziemlich dilettantisch betrieben und befaß zum Handwerk und zu echter Volkskunst immer weniger Beziehung. Diese Maßnahme wollte also einen gesunden und tragfähigen Boden für das deutsche Kunsthandwerk herstellen. Das Kunstgewerbe hatte diese Basis zum größten Teil verloren, hatte die Verirrungen der Kunst in der Vorkriegszeit mitgemacht und mußte nun auf eine neue Grundlage gestellt werden.

Überall sehen wir heute Bestrebungen, das Können als Voraussetzung zu schaffen, als Material, von dem der Künstler wieder ausgeht, um es mit seiner Gestaltungskraft zu befehlen. Wir wollen wieder ebenso das Handwerk seiner maschinellen Entseelung entreißen. Man hört heute oft die Meinung, das Handwerk sei im Zeitalter der Technik notwendigerweise zum Absterben verurteilt. Wir aber, die im Volke, im Bauern und Arbeiterstand die ewige Quelle

unseres biologischen und kulturellen Seins sehen, wir wissen, daß diese Meinung töricht ist. Wir wissen, daß auch heute noch eine wunderbare Gestaltungskraft im Volke wohnt, daß auch jetzt noch von ungehulften Arbeitsmenschen Werkstücke geschaffen werden, die aus artemgenem Erleben heraus geboren sind, abgewandt von jeder Mode, voller Andacht vor dem Stoff — Grundlagen einer volklichen Kultur. Das deutsche Handwerk ist immer mehr durch gleichgültige öde Serienfabrikation verdrängt worden. Der Geschmack der Käufer ist dementsprechend gesunken und die Wohnungen haben größtenteils denselben serienhaften Charakter angenommen. Das hat nichts mit Schlichtheit zu tun, wir reden hier nicht etwa einer Wiedermeiergemüthlichkeit das Wort, nein, das ist einfach Kulturlosigkeit. Schlichte Monumentalität wird vielleicht das Kennzeichen unseres zukünftigen Kunstschaffens sein. Hier hat die Technik mit ihren werkgerechten und zweckgemäßen Bauten vielfach die Impulse gegeben. Gerade die Spannung zwischen strenger Zweckmäßigkeit und dem ungebundenen Künstlerischen und deren gegenseitige Durchdringung erscheint uns besonders fruchtbar.

Hier setzt die große Aufgabe einer Handwerkerschule ein. Wenn das Wort Handwerk ausschließlich als Bezeichnung gewählt wurde, so sollte damit die Ausbildung von jedem Dilettantismus und jeder Moderrichtung der Kunst befreit werden.

Andererseits aber muß das Handwerk wieder zum Kunsthandwerk werden, eben, um sich von der Fabrikware abzuheben. Diese Schule hat nicht ihre einzige Bestimmung darin, Stoffuntersuchungen zu machen, sondern sie soll dem Käufer gediegenes und stilvolles Material anbieten, welches sich im bewußten Gegensatz zu serienmäßig hergestellten Waren befindet, und soll dadurch den Käufer zu gediegener Wohnkultur erziehen. Es ist aber heute schon oft so, daß der Käufer, der das Handwerk bevorzugt und unterstützen will, von diesen Erzeugnissen enttäuscht wird, denn der Durchschnittshandwerker nimmt einfach den Katalog einer Möbelfirma zur Hand und stellt danach seine Möbel usw. her. Gerade da aber erwartet der Käufer höherwertige Waren. Geschieht dies jedoch, wie in vielen Fällen nicht, so wird er lieber billiger bei der Fabrik selbst kaufen. Auf diese Art und Weise wird der Handwerkerstand durch eigene Schuld langsam ausgeschaltet.

Wertvolle **SILBER** Geschenke aus **Roßdeutscher & Reisig**
 Silberwarenfabrik
 Breslau 5, Tauentzienplatz 3

Die Schule muß also ganz hochqualifizierte Handwerker erziehen, welche neben einem gediegenen Können auch künstlerischen Geschmack besitzen. Nur wenn ein hochwertiger Stand herausgebildet wird, kann er sich in Zukunft erhalten und sich immer gesteigerter Schätzung erfreuen.

Wir müssen nun leider feststellen, daß die künstlerische Durchbildung an unserer Breslauer Handwerkerschule stark vernachlässigt worden ist. An der einzigen Sammel-fachschule für das Handwerk des deutschen Südostens wurde die künstlerische Gestaltung immer mehr zurückgedrängt, und man glaubte, nur noch in rein fachlich-technischer Hinsicht weiterarbeiten zu müssen.

Unter der Leitung von Direktor Giesebrecht wurden mehrere Abteilungen aufgelöst: die Studienabteilung des Malers Rowalsky, die Abteilung für Malerei, welche mit zwei Gewerbelehrern der städtischen Berufsschule besetzt wurde. Die Abteilung für Innenausbau gab 1933 den Juden Stein als Lehrkraft auf, erhielt aber dafür keinen Ersatz. 1934 wurde diese Abteilung noch um zwei Lehrkräfte verkleinert.

Die Abteilung für Edelmetall wurde bis auf einige Abendstunden aufgelöst, und die Modeabteilung des Professors Wildermann verschwand völlig. Ebenso die Abteilung für Schaufensterdekoration. In den Jahren vorher waren durch Sparmaßnahmen die Abteilungen für Keramik, Glaschleiferei und Bildhauerei kassiert worden. Dem entsprach das Sinken der Schülerzahl. Sie betrug vor vier Jahren 300 gegenüber 70 von heute.

Die Akademie sollte nun 1933/34 unter kom. Leitung von Professor Zimbal wieder aufgebaut werden. Nach einem halben Jahr wurde der Versuch wieder aufgegeben.

Diese kurzen Daten bezeichnen den Abschluß einer Entwicklung, die für das Kulturzentrum Südoßdeutschlands höchst unerfreulich ist. Aus einer Einheit, der Kunst-Bau- und Handwerkerschule wurde eine vielleicht notwendige Dreieit. Damit ging auch die einheitliche Ausrichtung verloren. Die Akademie erwies sich als nicht lebensfähig, und nun ist es gar durch die überstarke Betonung des Handwerklichen dahin gekommen, daß auch unsere Handwerkerschule zur Bedeutungslosigkeit herabgeunken ist. Und das in einer Stadt, die ja nicht nur nach innen, für den deutschen Südoften, sondern auch ganz besonders nach außen, nach dem Osten hin, ihre großen kulturellen Aufgaben besitzt. Wenn wir immer vom Kulturbolwerk des deutschen Ostens sprechen, so müssen selbstverständlich unsere Institute auf der Höhe sein. Wir dürfen die bisherige Entwicklung der beiden Institute nicht mehr so weitergehen lassen. Akademie und Handwerkerschule müssen Hand in Hand arbeiten. Die Handwerkerschule mit ihren eigenen fachlichen Aufgaben, jedoch mit stärkerer Ausrichtung auf das Künstlerische, gleichzeitig als Vorschule für die Akademie. Aus ihr werden die fähigen und begabten Schüler mit ihrer guten handwerklichen Vorbildung für die Kunstakademie ausgelesen. Die Handwerkerschule aber muß die Erziehungsstätte für einen gediegenen, künstlerisch hochwertigen und deshalb lebensberechtigten Handwerkerstand werden. *F r i t z S c h a d e*

Jahresbericht der Schlesischen Technischen Hochschule zu Breslau 1934/35

Der jetzt zur Ausgabe gelangte „Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Schlesischen Technischen Hochschule zu Breslau (e. V.) für das Geschäftsjahr 1933/34“ gibt abermals Kenntnis von dem erfreulichen Zusammenarbeiten der Gesellschaft mit ihrer Hochschule, die als Zentralstelle von Lehre und Sörfung der Technik im reichsdeutschen Osten nun seit einem Vierteljahrhundert ihrer besonderen Aufgabe nachgeht. Neben der Berichterstattung über die Gesellschaft selber (mit entsprechenden Etatunterlagen

und einem Mitgliederverzeichnis) finden sich ausführliche Berichte über die akademischen Feiern und Veranstaltungen, die Preisaufgaben und der Wortlaut wichtiger akademischer Reden (Magnifizen; Professor *R e i n*: „Zur Reichsgründungsfeier 1934“, Professor *D r. i n g. M a n n*: „Das Wesen der Technik und ihre politische Aufgabe“). Dem Bericht ist eine reichbebilderte Werbeschrift über das schöne Studentenheim der Hochschule beigelegt.

Frühjahrs-Neuheiten
in Woll- und Seidenstoffen
 für Mäntel, Kostüme, Kleider, Kompleis
Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring



Fritz Jöde: Deutsche Jugendmusik. Eine Frage nach dem Wesen im Wandel der Zeit. Verlag Holle & Co., Berlin, 1934. Preis: kartoniert 1,80 RM.

„Wir stehen heute unverkennbar vor dem Ansatze einer völlig neuen Volksmusik, womit absolut eindeutig die Musik unseres Volkes in seinem Gesamtbestande gemeint ist, aber nicht die Musik eines musikalisch minderwertigen Standes innerhalb unseres Volkes, der es zu weiterer Entfaltung nicht schafft.“

„Dabei darf nicht übersehen werden, daß die neue Volksmusik etwas ganz anderes ist als das, was man etwa um die letzte Jahrhundertwende darunter verstand.“ Mit diesen Sätzen gibt nun auch Fritz Jöde am Eingang seiner Schrift über die „Deutsche Jugendmusik“ seinen Beitrag zur Klärung der Streitfrage „Kunstmusik und Volksmusik“, die durch falsche Voraussetzungen selbst auch in den Kreisen der Musiker überhaupt erst zur „Frage“ gestempelt wurde und die der Schreiber dieser Zeilen in seinem Aufsatz über die „Grundlagen und Segenwertaufgaben der Jugendmusikpflege“ im Hornungheft der „Schlesischen Monatshefte“ berührt hat.

Im gleichen Sinne ist auch die Jugendmusik kein neues Gebiet innerhalb des deutschen Musiklebens, keine neue Form innerhalb der Musikpflege unserer Zeit, sondern eine andere Einstellung zum Musikleben im deutschen Volk, ein neuer Inhalt auf den verschiedensten Gebieten der Musikpflege, den es vor dem Weltkriege noch nicht gab. Einstellung und damit Inhalt wurden zuerst von der Jugend getragen und sind heute auf dem besten Wege, das gesamte Volk zu umfassen und ihm eine neue Volksmusik zu geben. Ausgangspunkt der Jugendmusikbewegung war die aus dem Wandervogel hervorgegangene bündische Jugendbewegung, auf deren Boden das deutsche Volkslied eine neue Spätblüte erlebte. Freilich war es kein der Zeit eigenes Lied, es war nicht ge-

funden im eigenen Schaffen der Gegenwart, aber es stand dennoch mitten in der Zeit. Die Krise der Jugendmusikbewegung in Gestalt der Singbewegung aber — das muß auch an dieser Stelle wieder einmal gesagt werden — erwuchs nicht zuletzt auch daraus, daß diese musikalische Jugendbewegung mehr oder weniger nur immer von einer reichen und großen musikalischen Vergangenheit zehrte, zu einer Zeit, da die Jugend bereits um den Ausdruck auch der lebendigen Gegenwart im Musikalischen rang.

Der Weg der Jugendmusikbewegung in die Musik schlecht hin war durch den Gegensatz zwischen der Volksliedpflege in ihren Reihen und der in Schule und Chorverein wesentlich erschwert. Vielleicht bedeutete aber gerade er einen Kraftzuwachs. Der Chorgesang bildet den Mittelpunkt der Musikpflege der Jugend und seine Urform ist das offene Singen. Durch Führung und Anregung hat die Jugendmusik in weitesten Kreisen und auch unter den Chorleitern diese Anschauung zu verbreiten gesucht. Mit diesem Weg der Jugendmusikbewegung in die Musik schlecht hin entstand einmal die Verbindung mit der jungen schaffenden Musikergeneration und zum anderen die Notwendigkeit einer ganz grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der Musikpädagogik, deren methodisches Arbeiten — noch heute! — das lebendige Singen über Gebühr beeinträchtigt, solange nicht die Ausbildung der Schulmusiklehrer auf völlig neue Grundlagen gestellt worden ist. Gerade sie gehören ja in ihrem Wirken in der Schule mit zu denen, die die größte Verantwortung für die Musik der Jugend und damit die Musik der Zukunft tragen. Die Musikpädagogik darf nicht länger das „Reich des Intellekts und der Empfindungen neben dem Leben“ bleiben!

Der Vorstoß der Jugendmusikbewegung in den sozialen Aufbau bedeutet für sie mehr als eine Auseinandersetzung, er ist ein Wendepunkt! Neben die Anregungen der



Otto Brandt
Am Ohlauufer 18
 bekannt für **Möbel**
 wirklich gute

Verwechseln Sie mich nicht mit der jüdischen Möbelfirma gleichen Zunamens, aber anderen Vornamens!



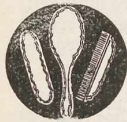
Zur Einsegnung

Ringe, Hals- u. Armketten, Siegelringe, Knöpfe, Nadeln
Gute Taschen-, Schreibtisch- und Armbanduhrren
Silb. Leuchter, Schalen, Vasen, Zigarettenetuis usw.



Juwelier Hillmann Oblaue Straße Nr. 1

Große preiswerte Auswahl :: stets günstige Gelegenheitskäufe
Auch Ankauf von Schmuck und Silber



Jugendmusikpflege für die Hausmusik, die freilich nur da von Bestand sein können, „wo die Haltung des Hauses dem völkischen Charakter des Jugendlebens nicht feindlich gegenüberstand“, tritt ihr wesentlicher Einfluß auf alle sozialen Aufbauformen. Sie hat Anteil an der Umgestaltung der Musikpflege im Kindergarten, in Kinderhorten und Kinderheimen, indem sie das „erbaulich moralisierende Kindergartenlied gutmeinender Pädagogen entfernte und an seine Stelle das Volkskinderlied setzte“. Aus dem Wirken der Jugendmusikbewegung erwächst eine neue soziale Musikpflege, indem diese Jugendmusikbewegung gleichzeitig in der „Wirklichkeit einer Gegenwart“ unterzugehen beginnt. „Eine singende Jugend zog aus, ihr Volk zu suchen, und als sie es fand, ging sie in ihm unter und wurde mit ihm zum singenden Volk.“

Dieser Satz freilich, der Jödes Schrift über das Wesen der deutschen Jugendmusik im Wandel der Zeit abschließt, gilt nicht für die Jugendmusik in dem Umfange, in dem wir sie heute anzusehen pflegen. Er gilt wohl für die Musik der Jugendbewegung, nicht aber für das Musizieren der singenden Mannschaft unserer jüngsten Tage. Ihr Singen empfangt einen neuen, ungemein gewaltigen Antrieb aus dem Kampf der nationalsozialistischen Bewegung, mit dem ein völlig neues Liedgut, das politische Kampflied, erwuchs. Die Grundpfeiler der Jugendmusik, wie wir sie heute auffassen, sind somit das alte Volkslied, das in der Singbewegung wiedergewonnen wurde, und das politische Kampflied, das in der kämpfenden Bewegung erkand und das in Zukunft allerdings immer am Anfang unseres Liedersingens stehen und unserem Musizieren Haltung und Richtung geben wird. In diesem Sinne ist uns heute Jugendmusik noch immer verpflichtende Einstellung und verpflichtender Inhalt.

Eine übersichtliche, zwar ausführliche, aber eben einseitige Zeitafel zur Geschichte der deutschen Jugendmusik und ein Bilderanhang

zu den Grundformen der deutschen Jugendmusik — Volksgefang, Chorfeier, Instrumentalpflege, Musik und Tanz, Musik und Laienspiel, Heimstätten der Jugendmusik — bilden den Abschluß der vorliegenden Schrift, der ein Vorpruch von Hans Friedrich Blunck vorausgeht.

Heinz Rudolf F r i s c h e.

Cosmos Flam: „Die Salzstörche“. Bergstadtverlag.

Gleich das bereits vor einigen Jahren im gleichen Verlag erschienene Erstlingswerk Flam's „Athanasius geht in die Großstadt“ war ein kühner Wurf. Kühn nicht allein in künstlerischer, sondern auch in weltanschaulicher Hinsicht. Denn Flam's „Athanasius“ war seinerzeit eine Stimme eines Predigers in der Wüste. Er eiferte gegen alles, was der Tanz um das goldene Kalb in den Mittelpunkt der Kultur gestellt hatte. Segen die Auswüchse der Zivilisation, die er an grotesken Beispielen dartat, die jedoch, und das war das Bestehende an dem nachdenklichen Buch, bei aller symbolhaften Bedeutung noch eine Möglichkeit praktischer Wirklichwerdung hatten. Wenn die Dugoria, die Geliebte des allmächtigen Staatsmannes, „der Tiger“ genannt, die Fäulnis ihrer Haut damit verdecken will, daß sie diese — vergoldet! — und die betörte Frauenwelt sich auch dieser Modeneuheit zu unterwerfen bereit ist, so liegt es nahe, an Tatsache gewordene Modenarrheiten zu denken. Wenn im Lexikon der phantastischen Riesenfstadt Teilopa unter Buchstabe K weder Kreuz noch Kirche mehr zu finden ist, wenn die große Gemeinschaft der Christen zur verschwindenden Sekte der Christaner herabgesunken ist, wenn der, nicht ausschließlich eine rassische Bedingtheit voraussetzende, jüdische Geist alles beherrscht und alles zerlegt — So sehen wir, wie aus einer visjonären Schau heraus der Untergang eines geistigen Zeitalters sich folgerichtig vorbereitet.

Dieselbe geistig-sittliche Haltung zeigte Flam's Roman „Das letzte Kleinod“. Hier ist, was im „Althanasius“ eine Art drohender Vision war, in die Wirklichkeit verlegt. Ein künstlerisches Reizen ist unverkennbar. Aber das Buch hat nicht den äußeren Erfolg gehabt, den es verdient.

In des Dichters neuem Buche „Die Salzstörche“ ist ein weiteres künstlerisches Vorwärts zweifellos zu spüren.

Es ist eine kleine, durch die verschiedensten Gefühlskreise schwingende Geschichte, die Verlebendigung eines Stückes schlesischer Historie auf schlesischem Boden. Die „Salzstörche“ sind eine Bande von Schmugglern. Der große Friedrich hatte das Salz mit einer hohen Steuer belegt und die Provinz murrte. Man soll es dem kleinen Mann, wenn er sich schon das Leben nicht nach Belieben versüßen kann, nicht nehmen, daß er es sich wenigstens nach Geschmack versalzt. Da schimmert es von kleinen, seelisch belebten Zwischenpielen, da spielt ein großer Kreis von Personen aller Stände mit, der Graf Schaffgotsch, der Abt von Grüssau, Bauern, Grenzer und Soldaten. Da glänzen schöne Landschaftsbilder, aus unfern Bergen, aus ihren schönen kleinen Städten und aus der Einsamkeit ihrer drohenden Moore, die manchem zum Grabe geworden. Auch dem jungen preußischen Leutnant, der, ein „Held ohne Ruhm“, seine Treue zur Pflicht und zum König mit dem Leben bezahlt. Hier ist die große Steigerung des Buches zum Ergreifenden, des alten Invaliden Totensuche nach seinem Herrn.

Und klang es noch, wenn auch heimlich, „Wivat Maria Theresia“ durch das eroberte Land — das Preußentum trägt endlich doch den Sieg davon. Nicht über die „Salzstörche“ allein, nein, über die Seele eines Volkes.

Christa Niesel-Vessenthin

Ruth von Otfau: Der Fraustädter Totentanz. Breslau, Verlag Wilh. Gottl. Korn.

Einen Sonderabschnitt aus der Geschichte Fraustadts, das ursprünglich zu Schlesien gehörte und stets enge Beziehungen hierher unterhalten hat, behandelt „Der Fraustädter Totentanz“. Die Verfasserin hat den Stoff der den Ereignissen gleichzeitigen Pestchronik des Pfarrers Lauterbach entnommen und unter Bewahrung des Tatsächlichen

zu einer freien Erzählung verarbeitet. Auf dem Hintergrunde der schrecklichen Pestjahre von 1709/10 spielt sich eine Novelle ab, deren Handlung — schlicht und dabei voll menschlicher Anteilnahme vorgetragen — nicht minder als die Fülle des kulturhistorisch sauber ausgemalten Bildes zu fesseln vermag.

Friedrich Karl Roedemeyer: Sprache deutscher Landschaft. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus. Leinen 2,40 RM.

In einem kurzen Vorwort betont der Verfasser, daß er an die Art eines Volksbuches herankommen wollte. Dies ist durch Wort und Bild vortrefflich gelungen. Die ganze Fülle deutschen Landes und deutschen Lebens erschließt sich in dem ansprechenden Buche. Roedemeyer erlebt das Vaterland mit offenen Sinnen. Er hat das Menschenantlitz ebenso unmittelbar auf sich wirken lassen, wie die Mundart oder das Wort der heimatsverbundenen Dichter. Ausgehend von der Bedeutung der Sprache für das volkliche Bewußtsein werden die Unterschiede zwischen Land und Stadt, Mundart, Umgangssprache und Hochsprache gekennzeichnet. Märchen und schlichte Volkslieder sind oft als wesentlicher Ausdruck der Landschaft angeführt. An einem Vergleich der Hermannschlacht von Heinrich von Kleist mit dem gleichnamigen Drama des Pipers Christian Dietrich Grabbe zeigt Roedemeyer das Wesen bodenständigen Schrifttums besonders deutlich. Ebenso sind Maler echt deutschen Gepräges in Beziehung zur Landschaft gesetzt worden. Nur Matthias Grünewald, Caspar David Friedrich und Ludwig Richter seien hervorgehoben.

Zehn Seiten des Buches gelten dem schlesischen Lande. Darin sind die Bereiche des Gebirges vor allem dargestellt. Gedanken Jakob Böhmes bilden das Leitwort des Werkes. In dem Schlesierabschnitt folgt eine feinsinnige Würdigung dieses Mystikers. Und die Fäden werden weitergesponnen bis zur Gegenwart, bis zu Hermann Stehr oder Carl Hauptmann. Endlich sind auch die schlesische Mundart und die Gebirgsfrage verdeutlicht. Von Musäus und Rübzahl sagt der Verfasser u. a.: „Der mit der sprachschöpferischen Anlage seines Landes ausgestattete Sachse Musäus hat die Sprache

**„Kelling-Mäscherei“
ist gut und billig!**

der schlesischen Berge vortrefflich verstanden, wenn er sie und ihre Legenden auch mittelbar nahm durch Erzähler aus dem Volk, ähnlich wie die Brüder Grimm. Dieser Kübezahl, der den Kindern früher vertraut ist als das schlesische Land, der in unsere Träume mitging und dem wir heute noch auf Schritt und Tritt in seinem Reich begegnen, ist volkstümliches Zeugnis des mystischen Südoftens. "Alle Betrachtungen sind von herrlichen Aufnahmen begleitet. Echte Bauernköpfe erfreuen ebenso wie das Schindelhaus in der Grafschaft. Sanfte Hügelketten des Gläzer Berglandes und des Isergebirges verdeutlichen, was Eichendorff und viele andere Dichter zum Lobe ihrer schlesischen Heimat sagten. W.

Siegfried Scharfe: Deutsche Dorfkirchen.
 Bildband der Blauen Bücher. Verlag
 Carl Robert Langewiesche. 2,40 RM.
 Wenige Seiten Text begegnen am Anfang.

Sie zeigen, wie stark das Gebiet des dörflichen Kirchenbaues bisher vernachlässigt wurde. Hier will das Buch Anregung geben. Dies gelingt besonders durch die 108 Bildseiten, die auch wichtige auslandsdeutsche Gebiete einbeziehen.

Schlesien ist erfreulicherweise öfter vertreten. Die schönen Ausmalungen der Kirche von Mollwitz sind in einer klaren Aufnahme festgehalten. Welche Kostbarkeit solch ein stilles Gotteshaus bisweilen enthält, wird an dem Klappaltar und dem ansehnlichen Grabmal zu Klitschdorf deutlich. Außerem Reichtum zeigen Rothfärben und Stolz bei Frankenstein. Durch den friedlichen Zusammenklang von Landschaft und Bauwerk erfreut Radoschau im Kreise Cofel. Schließlich wird auf die oberschlesischen Holzkirchen in Wort und Bild besonders hingewiesen. Das Buch führt hoffentlich dazu, daß viele die dörflichen Eigenarten und Schönheiten unserer Grenzprovinz kennen- und lieben lernen. W.

Herren-Bekleidung **RANDEL** Breslau, Ring 24
 nach Maß **Tuchlager**
 Fernsprecher 58083 Stoffe werden zur Verabg. angenomm.



Deutscher Hausrat

fördert in händeriger Ausstellung
 schlesisches Handwerk
 schlesisches Brauchtum

Breslau, Ohlauer Str. 47, Ecke Neue Gasse

Ernst Wiegner

Elektrische Licht- und Kraft-Anlagen
 Reparatur elektrischer Maschinen und Apparate
Breslau 13

Kaiser-Wilhelm-Straße 8 Fernruf 31786

A. Burgemeister

Gas-, Be- und Entwässerungsanlagen
 Sanitäre Einrichtungen, Brunnenbau
 Breslau 10, Rosenthaler Straße 11/13
 Gegründet 1882 Fernsprecher 45837

Elektr. Anlagen

Heiz- u. Kochapparate
 Beleuchtungskörper

Radio

liefert preiswert

Herbert Lück

Breslau

Hummerei 18 Telefon 55272

Spezial - Augengläser - Institut



Fachmännisch angepasste
 Augengläser in bester
 preiswerter Ausführung!
Robert Schwarzer
 Dipl.-Optiker (Alte) Taschenstr. 6

Photo-
 Online

Switz Kunst

Brennerei 5

Anmeldung:
 Ruf 20479

Osteraufträge wegen pünktlicher Lieferung rechtzeitig aufgeben.